



Programm für
lebenslanges
Lernen

Computergestützte
Dokumentation,
Qualitätssicherung
und Evaluation
in der Jugendhilfe

STUDIENSKRIPT

Computergestützte
Dokumentation,
Qualitätssicherung
und Evaluation
in der Jugendhilfe

I.	Sozialinformatik und Jugendhilfe	6	V.	Nutzen von EDV-gestützter Dokumentation und ihr Einsatz in der Hilfeplanung	58
	Prof. Dr. Thomas Hermsen			Karl-Heinz Adams & Timo Herrmann	
I.1	Einführung: Informationstechnologie in sozialen Berufsfeldern	8	V.1	EDV-gestützte Dokumentation und ihr Nutzen	60
I.2	Hintergründe: Wandel des Sozialstaates und neue Fachlichkeit	9	V.1.1	Im Spannungsfeld EDV-gestützter Dokumentation	60
I.2.1	Zwischenfazit	12	V.1.2	Vorteile EDV-gestützter Dokumentation	60
I.3	Informationstechnologie in der Jugendhilfe: Management, Qualitätssicherung und Evaluation	12	V.1.2.1	Lesbarkeit, Vollständigkeit und Richtigkeit	60
I.3.1	Management – die Organisation Jugendamt	13	V.1.2.2	Zeitersparnis	61
I.3.2	Qualitätssicherung – die Hilfeplanung und Hilfestuerung	14	V.1.2.3	Komplexität und Wirksamkeit	61
I.3.3	Evaluation – die Wirksamkeit von Maßnahmen sozialer Hilfe	15	V.1.2.4	Datenschutz	62
I.3.4	Zwischenfazit	17	V.1.3	Akzeptanz bei Mitarbeiter_innen	62
I.4	Zusammenfassung	17	V.1.4	Zwischenfazit	63
I.5	Übungsaufgaben	18	V.2	Anwendung EDV-gestützter Dokumentation in der Hilfeplanung	63
II.	Wirkung in der Jugendhilfe – ein Überblick	20	V.2.1	Unterschiedliche EDV-Lösungen in der Hilfeplanung	63
	Lisa Beutin, Sandra Füller, Franziska Heuser, Judith Reichert & Prof. Dr. Thomas Hermsen		V.2.1.1	Software-Lösungen innerhalb der Einrichtungen und Dienste	64
II.1	Wirkungsbegriff	22	V.2.1.2	Webbasierte Lösungen (am Beispiel des Evaluationsverfahrens EVAS) EVAS – Design und Auswertungen Nutzung von Online-Verfahren im Kontext der Hilfeplanung	65
II.2	Wirkungsforschung	23	V.2.2	Ausblick	73
II.3	Warum Wirkungsforschung in der Sozialen Arbeit?	24	V.3	Zusammenfassung	74
II.4	Wirkungsforschung in der Jugendhilfe	25	V.4	Übungsaufgaben	75
II.4.1	Hintergründe des Wirkungsdiskurses in der Jugendhilfe	25	VI.	Grundbegriffe der Statistik	76
II.4.2	Wirkungen in der Jugendhilfe	26		Katharina Gries & Jana Wirz	
II.4.3	Rahmenbedingungen von Wirkfaktoren	27	VI.1	Einleitung	78
II.4.4	Was sind konkrete Indikatoren in der Jugendhilfe?	30	VI.1.1	Warum Statistik?	78
II.5	Zusammenfassung	31	VI.1.2	Warum Statistik für Erzieher_innen?	78
II.6	Übungsaufgaben	31	VI.2	Empirische Sozialforschung	79
III.	Wirksamkeit von Jugendhilfemaßnahmen	34	VI.2.1	Begriffsbestimmung und Ziel empirischer Sozialforschung	79
	Prof. Dr. Michael Macsenaere		VI.2.2	Quantitative und qualitative Methoden empirischer Sozialforschung	79
III.1	Wirkungsforschung in den Hilfen zur Erziehung	36	VI.3	Grundbegriffe der Statistik	81
III.2	Wirkungen und Wirkfaktoren in den Hilfen zur Erziehung	38	VI.3.1	Statistische Methodenlehre	81
III.3	Nutzung wirkungsorientierter Daten	41	VI.3.2	Grundgesamtheit, Stichprobe und Merkmal	81
III.4	Erfassung von Wirkungen im pädagogischen Alltag	44	VI.3.3	Statistische Maßzahlen	84
III.5	Zusammenfassung	46	VI.3.3.1	Lagemaße Modus Median Das arithmetische Mittel Beispiel Zwischenfazit	84
III.6	Übungsaufgaben	47	VI.3.3.2	Streuungsmaße Spannweite Empirische Varianz und Standardabweichung Beispiel Zwischenfazit	88
IV.	Dokumentation der Hilfen und Hilfeprozesse	48	VI.3.4	Statistische Testverfahren	91
	Mechthild Denzer & Dr. Richard Hammer		VI.3.5	Korrelation	93
IV.1	Auftrag und Bedeutung der Dokumentation/ Evaluation im Prozess der Hilfen zur Erziehung	50	VI.4	Zusammenfassung	94
IV.2	Der Hilfeprozess	51	VI.5	Übungsaufgaben	94
IV.2.1	Beobachtung	51			
IV.2.2	Analyse und Hypothesenbildung	53			
IV.2.3	Formulierung von Zielen	54			
IV.2.4	Formulierung von konkreten und realisierbaren Maßnahmen	54			
IV.2.5	Evaluationsmethoden	55			
IV.3	Zusammenfassung	55			
IV.4	Übungsaufgaben	56			

Weiterführende Artikel
und Materialien unter
www.evas-europe.eu

Vorwort

Dieses Studienskript ist das Ergebnis eines gemeinsamen Entwicklungsprojektes im Rahmen des Europäischen Programms Leonardo da Vinci – lebenslanges Lernen mit dem Schwerpunkt Computergestützte Dokumentation, Qualitätssicherung und Evaluation in der Jugendhilfe. Das Vorhaben hat sich zum Ziel gesetzt, die zunehmenden fachlichen IT-Anforderungen in der Kinder- und Jugendhilfe im Allgemeinen und der erzieherischen Hilfen im Besonderen aufzugreifen und die Lernenden, Lehrenden und Praktiker_innen in Bulgarien, Deutschland, Luxemburg, Österreich und Spanien bedarfsgerecht auf diese neuen Anforderungen im Rahmen von Lehr- und Fortbildungseinheiten vorzubereiten. Im Vordergrund steht die Vermittlung von anwendungsbezogenen Grundkenntnissen zur Nutzung von Fachsoftware zur Hilfeplanung, Hilfestuerung und Evaluation.

Das Skript konkretisiert das Rahmencurriculum zum Thema und bietet eine inhaltlich begleitende Hilfestellung für Studierende, Lehrende und Fachkräfte zur Auf- und Nachbereitung von Lehr- und Fortbildungsveranstaltungen in den jeweiligen Partnerländern.

Im Vordergrund steht die Vermittlung von Basiskompetenzen zum Grundverständnis der Informationstechnologie im Sozialwesen sowie die konkret auf das Arbeitsfeld bezogene Einführung in einzelne Fachsoftwareprodukte, die sich in der Praxis der Jugendhilfe bewährt haben.

Um international eingesetzt werden zu können, ist das Studienskript so konzipiert, dass es einleitende Beiträge zu wichtigen Themenstellungen im Bereich der Nutzung von Informationstechnologien in der Jugendhilfe präsentiert, die übergreifend für alle Länder in Europa fachliche Relevanz haben. Das Studienskript hat nicht den Anspruch, die jeweiligen Lehrinhalte und Schwerpunktsetzungen der Veranstaltungen vor Ort im Detail festzulegen. Die konkrete inhaltliche Ausgestaltung der Lehrpläne bleibt den jeweiligen Partnerländern und Praxiseinrichtungen auf der Basis der dort vorliegenden Bedarfe überlassen. Das Studienskript dient als Strukturierungshilfe zur inhaltlichen Ausgestaltung der Kompetenzprofile auf der Basis der jeweiligen Curricula.

In den ausgewählten Beiträgen wird ein Überblick über den Stand der wissenschaftlichen Forschung und angewandten Praxis in der Jugendhilfe zu folgenden Themenbereichen gegeben: Informationstechnologie in der Sozialen Arbeit und Jugendhilfe, Wirkung und Wirksamkeit von Jugendhilfe und Jugendhilfemaßnahmen, Dokumentation der Hilfen und Hilfeprozesse, Nutzen EDV-basierter Dokumentation sowie Hilfeplanung und Statistik. In Kombination mit den Lehrinhalten bildet dieses Studienskript eine wichtige Grundlage zur Professionalisierung und Akademisierung der Berufsgruppe der Erzieher_innen und Pädagog_innen in Europa.

Die Autor_innen danken allen beteiligten Partneereinrichtungen sowie den Mitarbeiter_innen des Projekts, die ihr Fachwissen und Know-how zur Umsetzung des Vorhabens zur Verfügung gestellt haben.

Ein besonderer Dank gilt den Studierenden an den Fachschulen, Hochschulen sowie den Lehrenden und Fachkräften vor Ort, mit deren Unterstützung die Umsetzung dieses Vorhabens überhaupt erst möglich war.

Mainz, im Mai 2014

Die Autor_innen

I. Sozialinformatik und Jugendhilfe

Prof. Dr. Thomas Hermsen

I.1 Einführung: Informationstechnologie in sozialen Berufsfeldern

EDV-Einsatz
Sozialwesen

Der Einsatz von Informationstechnologien (IT) gehört in den sozialen Berufen inzwischen in allen europäischen Ländern zum Berufsalltag. Branchenspezifische Software (z.B. Stammdatenverwaltung, Leistungsabrechnung) wird in Deutschland von fast 90% der Organisationen im sozialen Sektor genutzt und in gut 80% der sozialen Einrichtungen wird Fachsoftware (z.B. Falldokumentation, Hilfesteuerung) eingesetzt (Kreidenweis 2013, 837).

Die Anwendung von Kommunikations- und Informationstechnologien ist darüber hinaus zum integralen Bestandteil der meisten grundständigen Bachelor- und Masterstudiengänge an den Hochschulen des Sozial- und Gesundheitswesens geworden. In Deutschland haben sich in den letzten Jahren zunehmend eigenständige Studiengänge der Sozialinformatik erfolgreich als neue Disziplin etabliert. Auch im Bereich der beruflichen Fort- und Weiterbildung werden verstärkt Veranstaltungen zur Anwendung von branchenspezifischen Softwareprogrammen angeboten und nachgefragt.

Mit dieser Entwicklung einher geht ein beachtliches Wachstum der IT-Unternehmen auf dem Markt der sozialen Dienstleistungsproduktion. In der IT-Branche hat sich in den letzten Jahren ein eigenes Anbietersegment positioniert, das sich ausschließlich auf die Entwicklung von Softwareprodukten für soziale Organisationen und *Non-Governmental Organizations* (NGO) spezialisiert hat und seine Produkte auf eigenständigen Fachmessen zur Sozialinformatik präsentiert. Es ist also nicht übertrieben, wenn man von einem boomenden Markt der IT-Industrie für Softwareprodukte im Arbeitsfeld des Sozialen spricht. Zu den wichtigsten Anwendungsfeldern von Softwaretools gehören u.a.

- Falldokumentation und Aktenführung,
- Hilfebedarfsplanung und Verlaufsdocumentation,
- Erfassung und Bearbeitung unmittelbar hilferelevanter Informationen (Hilfeprozess und Hilfestuerung),
- Berichtswesen,
- Qualitätsmanagement,
- Informations- und Dokumentenmanagement,
- Klient_innenverwaltung,
- Leistungserfassung und -abrechnung,
- Rechnungswesen,
- Dienst- und Einsatzplanung,
- Controlling,
- Personalwesen,
- Informations- und Wissensmanagement,
- Case Management,
- Beratung und Behandlung,
- Nutzung von Datenbanken und Rechtsinformationen.

IT-Anwendungs-
felder

Informationstechnologie

Informationstechnologie ist ein Oberbegriff für alle mit der elektronischen Datenverarbeitung in Berührung stehenden Techniken. Im Vordergrund stehen sowohl die digitalisierte Informations- und Datenverarbeitung, als auch die zu dem Zwecke eingesetzte Hardware und Software (vgl. <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Archiv/78094/it-v8.html>, 1.05.2013; Ley/Seelmeyer 2011, 643, Grafik in Anlehnung URL-Quelle/ergänzt).

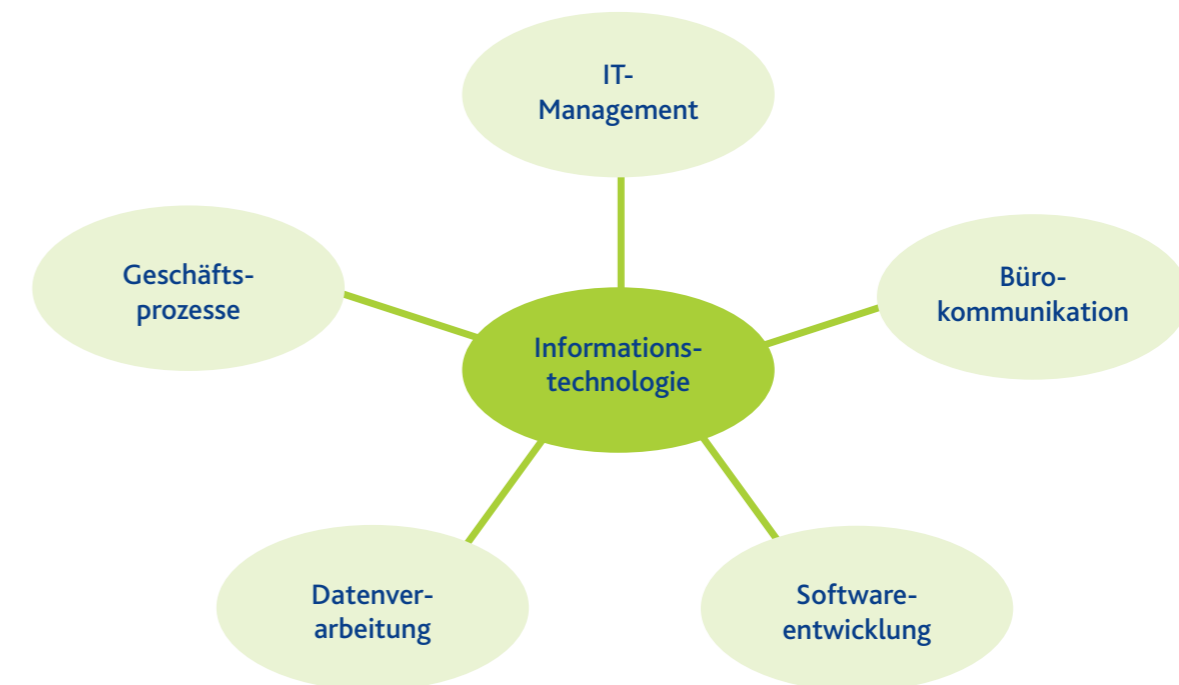


Abb. 1: Informationstechnologie.

I.2 Hintergründe: Wandel des Sozialstaates und neue Fachlichkeit

Vor dem Hintergrund des beachtlichen IT-Booms des letzten Jahrzehnts im Sozialwesen stellt sich die Frage, welche Entwicklungsprozesse diese enorme Dynamik in Gang gesetzt haben und welche Auswirkungen dies auf die Ausbildung und den praktischen Berufsalltag der Erzieher_innen und Sozialpädagog_innen hat und noch haben wird.

Im Folgenden sollen zwei gravierende Veränderungsprozesse unterschieden werden, die in allen europäischen Ländern, wenn auch mit unterschiedlicher Ausprägung, sowohl auf sozialstaatlicher als auch professionsbezogener Ebene zu beobachten sind:

- **Sozialpolitische Ebene**
Umbau und Wandel des Sozialstaates
- **Professionsbezogene Ebene**
Neue Fachlichkeit und Qualität

Sozialpolitische Ebene: Umbau und Wandel des Sozialstaates

Die modernen europäischen Sozialstaaten haben es sich zur Aufgabe gemacht, ein

- Höchstmaß an sozialer Sicherheit für alle Gesellschaftsmitglieder,
- Mindestmaß an sozialer Gerechtigkeit sowie
- ausgewogenes Verhältnis an sozialer Gleichheit in der Einkommens- und Vermögensverteilung der Bevölkerung

zu erreichen.

Um diese Zielsetzungen umsetzen zu können, wurde ein komplexes System institutioneller Rahmenbedingungen geschaffen, das allgemeine Lebensrisiken wie Krankheit, Arbeitslosigkeit und Armut lindern bzw. ausgleichen soll. Auf der Basis der Grundprinzipien

- Solidarität (gegenseitiges füreinander Einstehen der Gesellschaftsmitglieder),
- Subsidiarität (Nachrangigkeit – Selbsthilfe vor staatlicher Hilfe),
- Äquivalenz (Kopplung von Leistungen an Beiträge) und
- Bedarf (Bedürftigkeitsprüfung)

werden steuer- und beitragsfinanzierte Leistungen gewährt, die inzwischen zu den Kernbestandteilen des modernen Wohlfahrtsstaates gehören. Zu diesen Hilfeleistungssystemen gehören insbesondere die

- gesetzliche Rentenversicherung,
- gesetzliche und freiwillige Krankenversicherung,
- gesetzliche und private Unfallversicherung,
- soziale Pflegeversicherung,
- Arbeitslosenversicherung sowie das
- Spektrum der staatlichen Sozialleistungen.

Trotz der beachtlichen Stabilität des modernen Sozialstaates westeuropäischer Prägung tragen konjunkturbedingte, demographische, steuerungspolitische und gesellschaftspolitische Veränderungen dazu bei, dass die Finanzierbarkeit des Sozialstaates im Allgemeinen und die Effizienz der Sozialleistungsträger und Dienstleister im Besonderen immer häufiger in Frage gestellt werden.

Während es in den letzten zwei Jahrzehnten zu einer beträchtlichen Ausweitung des Selbstverständnisses des Sozialstaates mit einer sich daraus ergebenden Erweiterung der Leistungsspektren gekommen ist, kann aktuell, als Reaktionsweise auf diese Entwicklung, ein zunehmender Rückzug des Staates im Rahmen von Leistungskürzungen, mehr Eigenverantwortung und Selbstbeteiligung sowie eine zunehmende Verlagerung auf andere Akteure wie z.B. Wohlfahrtsverbände und NGOs beobachtet werden. Im Vordergrund stehen Maßnahmen zur Kostenersparnis und Produktivitätssteigerung, die auf sehr unterschiedliche Weise erreicht werden sollen.

Zu nennen wären hier insbesondere die

- Verbesserung der zu erzielenden Wirkungen der Hilfe,
- Optimierung des Verhältnisses von Kosten und Nutzen,

- Pauschalierung von Leistungsentgelten,
- Verbesserung und Kontrolle der Qualität,
- stärkere Vernetzung der Leistungsgewährer und Leistungserbringer,
- Stärkung der Ehrenamtlichkeit,
- Kürzung und/oder Streichung von Leistungen,
- Öffnung des Marktes für soziale Dienstleistungserbringer,
- Verbetrieblichung von Arbeitsabläufen und Prozessen,
- Aktivierung von Selbsthilfepotentialen,
- verstärkte finanzielle Selbstbeteiligung der Nutzer_innen,
- Stärkung der Selbstverantwortung der Nutzer_innen,
- Verbesserung präventiver Angebotsstrukturen sowie
- der Abbau von Doppelstrukturen in der Leistungserbringung.

Professionsbezogene Ebene: Neue Fachlichkeit und Qualität

Die Veränderungen auf sozialpolitischer Ebene haben das Sozialwesen vor neue Herausforderungen gestellt. Vor dem Hintergrund einer zunehmenden Verknappung öffentlicher Mittel musste die Verteilung und Verwendung öffentlicher Gelder für sozialpolitische Maßnahmen gerechtfertigt und auf der Basis allgemein anerkannter Kriterien und Standards neu geregelt werden. Neben einer grundsätzlichen Tendenz zur Ökonomisierung und Verbetrieblichung der sozialen Dienstleistungsarbeit stand das Bemühen, Fachlichkeit und Qualität der zu erbringenden Leistungen verstärkt zu erfassen und zu dokumentieren. Soziale Dienste haben sich fachlich und sozialpolitisch zu legitimieren, Prozessabläufe sind zu dokumentieren und Ergebnisse und Wirkungen der Hilfen bedürfen der Fremd- und/oder Selbstevaluation.

Im Kern gilt es, das Verhältnis von Kosten und Nutzen zu verbessern, damit trotz des Rückganges öffentlicher Mittel eine Vielzahl von sozialen Problemen aufgegriffen werden können, Hilfebedürftige weiterhin wohlfahrtsstaatliche Leistungen bedarfsgerecht erhalten und zugleich ein optimales Ergebnis der Hilfeerbringung erreicht wird. Neben einer Stärkung der Leitmaxime Hilfe zur Selbsthilfe soll nun auch wieder die Autonomie und Selbstbestimmtheit der Klient_innen, neuerdings spricht man von Kunden, wieder in den Vordergrund rücken.

Um diesen Ansprüchen gerecht werden zu können, wurden und werden in Anlehnung an die oben genannten Reformbemühungen folgende Strategien zur praktischen Umsetzung im Berufsalltag der Erzieher_innen und Pädagog_innen in den Vordergrund gestellt:

- Einführung von Standards und Verfahren zur Wirkungsmessung (Effektivität),
- Entwicklung von Kriterien und Verfahren zur Erfassung und Ermittlung des Verhältnisses von Kosten- und Nutzen-Relationen (Effizienz),
- Implementierung von Qualitätsstandards,
- Optimierung von Prozessen und Abläufen in der Organisation, zwischen den Organisationen und den Lebensbezügen des Leistungsempfängers,
- Einführung betriebswirtschaftlicher Verfahren wie Controlling und Kosten- und Leistungsrechnung,
- Verbesserung der Öffentlichkeitsarbeit durch Marketing und
- Entwicklung von Vergleichskriterien zur Bewertung von Dienstleistungsanbietern (*Best Practice*-Modelle/Benchmarkingverfahren).

Die hieraus zu entwickelnden Instrumente und Verfahren haben das Ziel, Strukturveränderungen in der sozialen Dienstleistungsproduktion herbeizuführen, eine Transparenz der Qualität auf anerkannten fachlichen Standards zu erreichen sowie zugleich Kosteneinsparungen zu erzielen. Auf diese Weise lassen sich steuerlich finanzierte Maßnahmen fachlich angemessen rechtfertigen und zum Beispiel die Nützlichkeit der durchgeführten Hilfemaßnahmen in der Jugend- und Erziehungshilfe rechtfertigen.

Trotz der berechtigten Kritik an der Einführung und Geeignetheit vorrangig betriebswirtschaftlicher Instrumente in die soziale Dienstleistungsarbeit bleibt festzuhalten, dass diese Reformbestrebungen einen beträchtlichen Einfluss auf die Entwicklung und den Einsatz der Informations- und Kommunikationstechnologie im Sozialwesen auf nationaler und internationaler Ebene hatten und weiterhin haben. Die Vielfalt und Komplexität der neuen Aufgaben konnte nur durch einen begleitenden Einsatz neuer computerbasierter Verfahren effizient und flächendeckend gelingen.

1.2.1 Zwischenfazit

Als Zwischenfazit der bisherigen Ausführungen kann festgehalten werden, dass neben einem generellen Fortschritt der Informations- und Kommunikationstechnologien im Computerzeitalter des 21. Jahrhunderts die spezifische Dynamik der IT-Entwicklung im sozialen Sektor insbesondere auf der Vorstellung beruht, dass ein professioneller Einsatz von Informationstechnologien dazu beiträgt,

- Effizienz und Qualität in der sozialen Hilfe zu steigern und
- komplexe Aufgaben ressourcenschonend umzusetzen.

Der Einführung von IT-Produkten im Sozialwesen wird ein wertschöpfendes Potenzial in der Dienstleistungserbringung unterstellt. Mittels des Einsatzes computerbasierter Verfahren sollen die neuen sozialpolitischen und fachlichen Herausforderungen zeitnah, effizient und effektiv umgesetzt werden. Ob auf diese Weise der *outcome* sozialer Organisationen faktisch verbessert wird und ob dies in einem angemessenen Kosten-Nutzen-Verhältnis steht, ist eine empirische Frage, die sich nur arbeitsfeldbezogen ermitteln lässt (Kreidenweis 2008, 31).

1.3 Informationstechnologie in der Jugendhilfe: Management, Qualitätssicherung und Evaluation

Wie bereits erwähnt, hat sich in Deutschland ein spezieller Fachterminus für die Entwicklung, Nutzung und Anwendung der Informationstechnologie im sozialen Bereich etabliert: die Sozialinformatik.

Was versteht man unter Sozialinformatik?

Unter Sozialinformatik wird die systematische Betrachtung des IT-Einsatzes in der sozialen Dienstleistungsproduktion in ihren jeweiligen Handlungsfeldern verstanden. Sie beleuchtet verschiedene Aspekte der IT-gestützten Informationsverarbeitung in sozialen Organisationen und befasst sich insbesondere mit der (systematischen) Verarbeitung von Informationen in ihrer „technischen Kon-

zipierung, Ausführung und Evaluation, kurz: Die Sozialinformatik nimmt fachliche Verantwortung für den Produktionsfaktor Information im System sozialer Dienstleistungen und ihrem Umfeld wahr.“ (Wendt 2000, 20)

In diesem Zusammenhang spricht man im englischsprachigen Raum von *Human Service Information Technology* oder von *Social Work and Information and Communication Technologies* (Kreidenweis 2013).

Im Folgenden soll es nicht um eine allgemeine Einführung in die primär in Deutschland, der Schweiz und Österreich geführte Diskussion zum Thema Sozialinformatik als neue Disziplin gehen. Hierzu liegt eine Vielzahl von Lehrbüchern vor, die einen guten Überblick über den Stand der Diskussion geben (Kreidenweis 2012).

Im Vordergrund der weiteren Ausführungen steht vielmehr ein anwendungsorientierter Fokus, der den Blick auf Anwendungsfelder des IT-Einsatzes im Arbeitsfeld der Jugendhilfe richtet. Es werden

- das IT-basierte Management von sozialen Organisationen,
- die IT-basierte Qualitätssicherung der Hilfeplanung und des Hilfeprozesses sowie
- die IT-basierte Evaluation der Wirksamkeit von Maßnahmen der sozialen Hilfe

unterschieden.

1.3.1 Management – die Organisation Jugendamt

Trotz der Unterschiedlichkeit in Struktur und Organisation der Jugendhilfe in den europäischen Ländern stehen alle staatlichen Leistungsträger vor durchaus vergleichbaren Herausforderungen. Die sozialen Organisationen müssen auf der Basis der geltenden Sozialgesetze der Länder eine Vielfalt an sozialen Ansprüchen, Leistungsberechtigten und sozialen Problemstellungen in den jeweiligen Lebenslagen bearbeiten und in Zusammenarbeit mit Leistungserbringern wie Wohlfahrtsverbänden und NGOs koordinieren und kontrollieren. Zur Bewältigung dieser Aufgaben wird ein professionelles Organisationsmanagement benötigt, das u.a. auch durch die Einführung von Informationstechnologie unterstützt werden soll.

Die Softwareanbieter stehen wiederum vor der Aufgabe, diese Funktionsvielfalt und Anwendungstiefe im Sozialektor in ihren Produkten abzubilden und gleichzeitig sicher zu stellen, dass sowohl die Kosten der Produkte konkurrenzfähig bleiben als auch ergänzende individuelle Bedarfe der Leistungsträger nachträglich und sehr flexibel berücksichtigt und implementiert werden können. Weiterhin ist darauf zu achten, dass die Software nutzerfreundlich, zeitsparend und ihre Handhabung leicht erlernbar ist und sowohl das Ziel der Verbesserung der Qualität der Hilfe als auch eine optimierte Kosten-Nutzen-Relation von Aufwand und Ergebnis der Leistungserbringung verwirklicht werden kann.

Aus diesem Grunde bieten die meisten Softwareanbieter keine Komplettlösungen an, sondern setzen auf flexibel einsetzbare und den jeweiligen Bedarfen entsprechende Modulbausteine. Ähnlich wie in einem Baukasten kann man sich Softwareelemente zusammenstellen und den jeweiligen Erfordernissen vor Ort anpassen. Im Vordergrund stehen hier Anwendungssysteme wie z.B.

- computerbasierte Unterstützung im Bereich der Klientelverwaltung zur Datenerfassung und Datenverwaltung,

- Realisierung von Unterhalts- und Leistungsberechnungen sowie Kostenheranziehungen,
- automatisierte Erstellung von Schriftsätzen und Bescheiden,
- automatische Führung von Chronologien und Historien zur Klientel,
- Unterstützung im Rahmen von Hilfeplanverfahren,
- Verwaltung und Zahlbarmachung von Hilfen zur Erziehung,
- Jugendhilfeplanung,
- Erstellung von Statistiken und Auswertungen sowie
- das Fach- und Finanzcontrolling.

Folgende Moduleinheiten bzw. Anwendungssysteme gehören inzwischen zum Standard von Softwareanbietern für Jugendämter oder vergleichbare soziale Organisationen:

- Allgemeine Soziale Dienste,
- Hilfeplanverfahren,
- Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe,
- Genogrammerstellung,
- Wirtschaftliche Jugendhilfe,
- Kostenheranziehung und Einnahmeverwaltung,
- Budgetierung und Controlling,
- Auswertungssysteme der jeweiligen Einheiten,
- Kindeswohlgefährdung sowie
- Adoptionsvermittlung und Pflegedienst.

Aus dieser Übersicht wird bereits deutlich, dass der Schwerpunkt der Aufgaben im Bereich der Verwaltung und des Managements sozialer Organisationen im Allgemeinen und der Dokumentation und Abrechnung sozialer Dienstleistungen im Besonderen liegt. Aus Sicht der Profession der Sozialen Arbeit und Sozialpädagogik gibt es insbesondere im Bereich des Funktionsbereichs Hilfeplanverfahren und Hilfestellung erheblichen fachlichen Ergänzungsbedarf in der Systementwicklung von Softwareprodukten.

I.3.2 Qualitätssicherung – die Hilfeplanung und Hilfestellung

Im Rahmen einer ersten Expertise zum Thema „Hilfeplanung im Spiegel ausgewählter Software Produkte“ hat Helmut Kreidenweis im Jahre 2005 im Rahmen eines Modellprogramms, das vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert wurde, eine erste Bestandsaufnahme zum Marktangebot einschlägiger Fachsoftware mit dem Fokus der Hilfeplanung und Steuerung vorgenommen (www.dji.de/bibs/209_4520_Expertise-Software.pdf). Kreidenweis hebt hervor, dass empirische Studien zur Nutzung und zum Stellenwert von Fachsoftware im Bereich der Hilfen zur Erziehung bisher nicht vorliegen. An diesem Befund hat sich in den letzten Jahren nichts verändert. Die Softwareangebote für Jugendämter weisen auch weiterhin einen Schwerpunkt im Bereich Administration auf und werden den fachlichen Ansprüchen an eine Software zur Hilfeplanung und zur Prozesssteuerung der Hilfen weiterhin kaum gerecht.

Im Rahmen seiner Analysen der auf dem Markt befindlichen Softwareprogramme kommt der Autor zu dem Schluss, dass die meisten Produkte ihren Schwerpunkt auf den Bereich der Erfassung hilfeplanrelevanter Informationen legen und damit lediglich den fachlichen Anspruch im Funktionselement Dokumentation erfüllen können.

Am schwächsten ausgeprägt sind die Funktionsbereiche

- flexible Darstellung des Hilfeverlaufs,
- Aufbereitung von Daten für den Entscheidungsprozess,
- Zusammenstellung des Hilfeplans sowie
- einzelfallbezogene Evaluation der Zielerreichung (vgl. Kreidenweis 2005, 24).

Dies hat zur Folge, dass es neben den auf die Organisation Jugendamt fokussierten Softwareprodukten ergänzend ein kleines, aber fachlich bedeutsames Spektrum von Softwareanbietern gibt, die sich explizit auf die Erfassung der sozialpädagogischen Kernprozesse konzentrieren und ausgewiesene Aufgabengebiete der Jugendhilfe, z.B. der Hilfen zur Erziehung, in den Blick nehmen. Der Fokus liegt hier also weniger auf dem Bereich des IT-basierten Managements sozialer Organisationen, sondern nimmt explizit die konkreten Hilfearten und Leistungsspektren, den Hilfeverlauf, die Erfassung der pädagogischen Methoden, die einzelfallbezogene Entwicklung des Hilfeempfängers im Hilfeprozess sowie die Erfassung und Auswertung von Wirkungen von Maßnahmen in den Blick.

Im Vordergrund stehen hier insbesondere die Funktionsbereiche der

- Anamnese (z.B. Beschreibung der psychosozialen Belastungsfaktoren),
- einzelfallbezogenen Leistungs- und Entwicklungsdiagnostik,
- Planung von Hilfen und Maßnahmen (z.B. Erfassung der pädagogisch-therapeutischen Methoden),
- Evaluation von Fällen und Maßnahmen (Erfassung der einrichtungsbezogenen und einrichtungsübergreifenden Ergebnisse) sowie
- differenzierten Erfassung und Analyse nach einzelnen Hilfearten.

I.3.3 Evaluation – die Wirksamkeit von Maßnahmen sozialer Hilfe

Im Zentrum der Debatte zur Wirkungsorientierung in der Sozialen Arbeit steht die Frage, wie auf der Basis wissenschaftlicher Standards und empirischer Verfahren die Zielerreichung der Hilfen dokumentiert und effektiver gestaltet werden kann. Man spricht in diesem Zusammenhang von der Ergebnisqualität in der Sozialen Arbeit, die als personenbezogene Dienstleistung insbesondere darauf beruht, dass in Interaktion und Kommunikation mit den Leistungsempfängern Wirkungen ausgelöst werden, die im Idealfall zu den gewünschten Effekten führen. In der Fachliteratur wird die spezifische Problematik des *outcome* von (personenbezogenen) Dienstleistungen als *Uno-actu-Prinzip* beschrieben. Dieses Prinzip macht darauf aufmerksam, dass die Form der Dienstleistung von einer Sachleistung (bspw. Gewährung von Leistungen der wirtschaftlichen Jugendhilfe) zu unterscheiden ist. Soziale Arbeit als soziale Dienstleistung vollzieht sich in einem zweiseitigen Prozess, der nicht eindeutig kausal bestimmbar und auch in seinen Verläufen nicht kausal vorhersehbar ist. So sind z.B. die Leistungsempfänger aktiv an der Herstellung des Ergebnisses der Hilfe und damit sowohl am Dienstleistungsprozess selbst als auch am Ergebnis beteiligt. Formen der Kooperation, Interaktion und Kommuni-

kation haben einen entscheidenden Einfluss auf die Wirkungen der sozialen Hilfe. Dieser *outcome* ist allerdings schwer zu messen, da die Wirkungen sozialer Hilfemaßnahmen in vielen Fällen weder eindeutig und kausal bestimmten Faktoren zugeordnet werden können noch zwangsläufig zeitnah auftreten. Darüber hinaus wird zu Recht darauf hingewiesen, dass jeder Fall, trotz gleichgelagerter Problemstellungen, individuell verläuft und es in der Kompetenz des Professionellen zu liegen hat, welche Interventionen, Maßnahmen und Hilfeleistungen jeweils in Anspruch genommen werden.

Dies schließt allerdings nicht aus, dass die professionelle Entscheidungsfindung auf eine wissenschaftlich abgesicherte Grundlage zu stellen ist und das Spektrum der Auswahl hinsichtlich zu praktizierender Interventionen, Maßnahmen und Hilfeleistungen auf wissenschaftlichen Erkenntnissen über die Wirksamkeit einzelner Maßnahmen basiert, ohne diese verbindlich für den Einzelfall definieren zu können und zu wollen.

Es lassen sich im Nachhinein durchaus Ergebnisse feststellen, die auf entsprechende, statistisch abgesicherte Erfolgswahrscheinlichkeiten verweisen. So gibt es z.B. in der Jugendhilfe Indikatoren für eine Veränderung der Ressourcen bei einem Jugendlichen nach Beendigung einer stationären oder ambulanten Maßnahme, die in Relation gesetzt werden können zu bestimmten standardisierten Verfahren (verbindliche Konzeption, Standards zur Anamnese und Diagnostik etc.) und Vorgehensweisen der Organisation und der Professionellen im Hilfeprozess. Im konkreten Beispiel können anhand bestimmter Bereiche wie soziale Integration, soziale Attraktivität, sozial-kommunikative Kompetenzen, Fähigkeiten und Fertigkeiten und körperliche Gesundheit sowie unter Heranziehung von Items und Skalierungen zu jedem Teilbereich Ziele, Veränderungen und Zielerreichungsgrade erfasst und evaluiert werden.

An anderer Stelle dieses Studienskripts wird dieses Thema weiter vertieft. Uns interessiert im Folgenden der Zusammenhang zwischen Informationstechnologie und Wirkungsorientierung. Wie bereits deutlich geworden ist, hängt die Entwicklung des Nachfragemarktes der Informationstechnologie im Sozialwesen eng mit Reformprozessen und Steuerungsimplosionen des Wohlfahrtsstaates zusammen, deren primärer Fokus auf

- einem Abbau sozialstaatlicher Leistungen und/oder,
- einer Kostensenkung bzw. Kostenstabilisierung sowie
- einer betriebswirtschaftlich ausgerichteten Reform personenbezogener Wohlfahrtsproduktion

beruht. Dies wiederum hat zur Folge, dass auf dem IT-Markt verstärkt ein Bedarf an Produkten entsteht, die eine wirkungsorientierte Steuerung an

- Managementinstrumenten zur administrativen Kontrolle sowie
- einfach zu operationalisierenden Wirkfaktoren

ausrichten. Diese Instrumente und Wirkfaktoren müssen messbar, betriebswirtschaftlich nutzbar und ggf. geeignet sein, um ökonomisch relevante Wettbewerbsvorteile zu erschließen. Wissenschaftliche, methodische und fachliche Erkenntnisse der Wirkungsforschung wurden in der Softwareentwicklung sowohl als Folge unzureichender Nachfrage, aber auch als Folge deutlich aufwändigerer und komplexerer fachlicher und IT-basierter Herausforderungen vernachlässigt.

Inzwischen ist eine gewisse Marktsättigung hinsichtlich der Standardsoftwareprodukte zur administrativen Steuerung im Sozialwesen eingetreten mit der Folge, dass die vorrangig gewerblichen

Anbieter mit der Herausforderung konfrontiert werden, nun auch verstärkt wissenschaftliche, professionstheoretische und berufspraktische Anforderungsprofile zur Erfassung und Evaluation von Wirkfaktoren zu berücksichtigen. Die ergänzende Erweiterung bestehender Softwareprogramme um Module zur Erfassung der sozialpädagogischen Kernprozesse führt inzwischen zu Wettbewerbsvorteilen der Anbieter mit der Folge, dass verstärkt unter Heranziehung internationaler wissenschaftlicher Erkenntnisse zur Wirkungsforschung an der Weiterentwicklung dieser Produkte gearbeitet wird.

Gefördert wird dieser Prozess auch durch eine zunehmende Akzentverlagerung der Nachfrager. Die bisherige Fokussierung auf Konzepte einer wirkungsorientierten Finanzierung wird ergänzt durch Entwicklungen und Erkenntnisse im angelsächsischen Raum, die verstärkt auf eine enge Verknüpfung einer methodisch-praktischen Gestaltung der Leistungserbringung und empirisch-wissenschaftlichen Wirkungsnachweisen der einzelnen Maßnahmen gegenüber spezifischen Fallgruppen und Problemdimensionen Wert legen (Otto u.a. 2007, 12; Meyer/Kaemper 2013, 110).

I.3.4 Zwischenfazit

Im Vordergrund der aktuellen Entwicklungen von Fachsoftware im Sozialsektor steht eine Verknüpfung von

- empirisch-wissenschaftlichen Wirkungsnachweisen von Maßnahmen,
- die auf bestimmte Fall- bzw. Adressat_innengruppen sowie
- Problemkonstellationen bezogen sind.

In Zukunft soll durch den Einsatz entsprechend weiter entwickelter Fachsoftware sichergestellt werden, dass die proklamierten Ziele der eingesetzten Maßnahmen und Programme auch erreicht werden und nachweislich ineffektive Vorgehensweisen weitestgehend vermieden werden (Meyer/Kaemper 2013, 111). Im Vordergrund der nun einzusetzenden computerbasierten Softwaretools sollte, so die zunehmend an Bedeutung gewinnende Forderung der Professionsvertreter_innen und Angehörigen von Forschungsinstituten, der systematische Einsatz von Wirkungsforschung in Planung, Organisation und Durchführung sozialer Dienstleistungserbringung stehen (Otto et al. 2007, 9).

I.4 Zusammenfassung

Die Entwicklung der Informationstechnologie im Sozialwesen wird seit den neunziger Jahren entscheidend vom Wandel des Wohlfahrtsstaates, dem zunehmenden Kostendruck der öffentlichen Haushalte und einem wachsenden Legitimationsdruck professioneller Sozialarbeit geprägt. Vor diesem Hintergrund rücken auf internationaler Ebene Fragen nach den Wirkungen von Interventionen, Maßnahmen und Hilfeleistungen ins Zentrum der wissenschaftlichen Forschung und beruflichen Praxis. Diese Debatte stellt für die Kinder- und Jugendhilfe eine besondere Herausforderung dar, da es sich hier um überwiegend öffentlich finanzierte Ausgaben handelt und seit Jahren ein stetiger Anstieg der Kosten zu beobachten ist. Durch eine enge Verknüpfung von fiskalpolitischen und betriebswirtschaftlichen Interessen der Käufer von Softwareprodukten im Sozialwesen wurde einer angemessenen Berücksichtigung von wissenschaftlichen und fachlichen Erkenntnissen zur Wirkungsorientierung in der Sozialen Arbeit nur wenig Beachtung geschenkt. Dies hatte wiederum zur Folge, dass dem Bedarf der Praxis nach neuen Lehr- und Fortbildungsinhalten zum Thema computerbasier-

ter Dokumentation, Qualitätssicherung und Evaluation erst verzögert Rechnung getragen wurde.

Durch die internationale Verbreitung der wissenschaftlichen Erkenntnisse und einer anwendungsbezogenen Forschung zum Thema Wirkungsevaluation, u.a. aus den USA, Großbritannien und Schweden, sowie einer verstärkt professionstheoretisch geprägten Debatte in Europa könnten sich zunehmend wirkungsorientierte Ansätze mit Unterstützung von sinnvollen Fachsoftwareprogrammen in der beruflichen Praxis etablieren und durchsetzen (Mullen 2005; Sommerfeld 2005). Diese Entwicklung gilt es weiter zu unterstützen und den beruflichen Nachwuchs in den jeweiligen Ausbildungseinrichtungen auf die aktuellen und zukünftigen Anforderungsprofile vorzubereiten.

I.5 Übungsaufgaben

1. Beschreiben Sie den Wandel des Sozialstaates und setzen Sie diese Prozesse in Beziehung zu Entwicklungen der Informationstechnologie im Sozialwesen.
2. Worin liegt der Nutzen des Einsatzes von Informationstechnologien in der Sozialen Arbeit?
3. Beschreiben Sie Anwendungsfelder der Informationstechnologie in der Sozialen Arbeit anhand konkreter Beispiele aus der Praxis.
4. Welchen Beitrag kann der Einsatz der Informationstechnologie zur Verbesserung der Qualität in der Sozialen Arbeit leisten? Beziehen Sie Ihre Überlegungen auf ein praktisches Beispiel.
5. Welche Nachteile können sich ergeben, wenn die Wirkungen sozialpädagogischer Arbeit durch Informationstechnologien erfasst und ausgewertet werden sollen? Veranschaulichen Sie Ihre Überlegungen anhand eines praktischen Beispiels.

Weiterführende Literatur

Kreidenweis, Helmut (2013): Sozialinformatik. In: Kreft, Dieter/Mielenz, Ingrid (Hg.): Wörterbuch Soziale Arbeit. Weinheim/Basel. Juventa. S. 835-839.

Kreidenweis, Helmut (2012): Lehrbuch Sozialinformatik. 2. Aufl.. Baden-Baden. Nomos.

Kreidenweis, Helmut (2008): Eine neue Disziplin formiert sich. In: Blätter der Wohlfahrtspflege. Heft 1. Baden-Baden. Nomos. S. 28-31.

Kreidenweis, Helmut (2005): Expertise: Die Hilfeplanung im Spiegel ausgewählter Software Produkte. Augsburg. www.dji.de/bibs/209_4520_Expertise-Software.pdf. Letzter Zugriff: 01.05.2013.

Ley, Thomas/Seelmeyer, Udo (2013): Informationstechnologien in der Sozialen Arbeit. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hg.): Handbuch Soziale Arbeit. 7. Aufl.. München/Basel. Reinhardt. S. 642-649.

Meyer, Friedrich-Wilhelm/Kaemper, Nadja (2013): Die Relevanz der Diskussion um Wirkungsorientierung in der Kinder- und Jugendhilfe. In: Niedersächsisches Ministerium für Soziales, Frauen, Familie, Gesundheit und Integration (Hg.): Erste Fortschreibung des Basisberichts mit den Schwerpunkten Sozialstruktur und Hilfen zur Erziehung und fachliche Vertiefung der Hilfen zur Erziehung. Braunschweig. DATA PRINT. S. 107-115. www.mfas.niedersachsen.de/download/76870. Letzter Zugriff: 01.05.2013.

Mullen, Edward J. (2005): Evidence-based practice in a social work context: The United States Case. Helsinki. https://www.julkari.fi/bitstream/handle/10024/77457/tp2_04.pdf?sequence=1. Letzter Zugriff: 01.05.2013.

Otto, Hans-Uwe/Albus, Stefanie/Polutta, Andreas/Schroedter, Mark/ Ziegler, Holger (2007): Zum aktuellen Diskurs um Ergebnisse und Wirkungen im Feld der Sozialpädagogik und Sozialarbeit. Bielefeld. AGJ.

Sommerfeld, Peter (Hg.) (2005): Evidence-Based Social Work - Towards a New Professionalism?. Peter Lang. Bern.

Wendt, Wolf-Rainer (2000): Sozialinformatik: Stand und Perspektiven. Baden-Baden. Nomos.

Springer Gabler Verlag (Hg.). Gabler Wirtschaftslexikon. Stichwort: IT. online im Internet: <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Archiv/78094/it-v8.html>. Letzter Zugriff: 01.05.2013.

II. Wirkung in der Jugendhilfe – ein Überblick

**Lisa Beutin, Sandra Füller,
Franziska Heuser, Judith Reichert
& Prof. Dr. Thomas Hermsen**

In der aktuellen Debatte zum Wandel in der Jugendhilfe stehen verstärkt Fragen zur Wirksamkeit einzelner Maßnahmen der Hilfen (Effektivität), zu den Kosten-Nutzen-Relationen (Effizienz) sowie zur Messbarkeit von Effekten im Mittelpunkt der Betrachtung.

Gerade im Arbeitsfeld der personenbezogenen Dienstleistungen ist es besonders problematisch und aufwändig, diese Fragen zu beantworten. So ist es z.B. in der Sozialen Arbeit im Allgemeinen und der Jugendhilfe im Besonderen ausgesprochen schwierig, Veränderungen von Kindern und Jugendlichen in den Bereichen Motivation, Lebenseinstellung, Selbstbewusstsein oder Sozialkompetenz anhand standardisierbarer Indikatoren messbar und bewertbar zu erfassen. Darüber hinaus ist es problematisch, Kausalbeziehungen zwischen den durchgeführten Maßnahmen der Hilfe und den jeweiligen Ergebnissen herzustellen. Dies hängt damit zusammen, dass Einstellungen und Verhaltensweisen von Menschen täglich durch viele Ereignisse und Erlebnisse beeinflusst werden, die nicht nur auf die Hilfe-maßnahmen selbst zurückzuführen sind.

Damit sind wir schon mitten im Thema der Wirkungsforschung in der Sozialen Arbeit und Pädagogik. Was ist unter Wirkung zu verstehen, wie funktioniert Wirkungsforschung und welche Wirkfaktoren gibt es in der Jugendhilfe?

II.1 Wirkungsbegriff

Unter dem Begriff der Wirkung wird im Bereich der Sozialen Arbeit und Pädagogik eine Veränderung oder Beeinflussung von Menschen verstanden, die durch eine bestimmte Initiative oder Maßnahme herbeigeführt wird. Eine Wirkung kommt also nicht von selbst zustande, sondern wird durch ein vorausgehendes Ereignis verursacht, das dann zu bestimmten Effekten führt. In der Jugendhilfe sind dies überwiegend Veränderungen im Verhalten, Erleben, Denken, Handeln und Zusammenleben von Kindern und Jugendlichen.

Im Vordergrund der Diskussion um Wirkungen in der Jugendhilfe stehen folgende Fragen:

- Welche Beziehungen bestehen zwischen den auslösenden Ursachen und den aufgetretenen Wirkungen?
- Handelt es sich bei diesen Wirkungen um durch die Hilfe ursächlich ausgelöste Wirkungen?

Man spricht in diesem Zusammenhang von einer Kausalbeziehung zwischen Ursache und Wirkung. Eine Kausalbeziehung liegt immer dann vor, wenn drei Voraussetzungen erfüllt sind:

- Es muss ein statistischer Zusammenhang zwischen den Variablen x (Ursache) und y (Wirkung) bestehen.
- Es muss einen zeitlichen Zusammenhang zwischen x und y geben.
- Dieser Zusammenhang muss auch dann Bestand haben, wenn weitere Variablen, die ebenfalls Einfluss auf die Entwicklung des jungen Menschen ausgeübt haben, ausgeschlossen werden können. So kann zum Beispiel der Umzug des jungen Menschen mit den Eltern von einem Stadtteil in einen anderen einen kausalen Einfluss auf die Einstellung und das Verhalten des jungen Menschen haben. Die dann beobachteten Wirkungen, wie z.B. mehr Lebenszufriedenheit und weniger Aggressionen, stehen aber in keinem kausalen Zusammenhang mit den durchgeführten Maßnahmen. Wird dieser Faktor nicht berücksichtigt, können Aussagen zu den Wirkungsbeziehungen verfälscht und damit auch fehlgedeutet werden.

II.2 Wirkungsforschung

Die Wirkungsforschung in der Jugendhilfe beschäftigt sich mit der Entstehung und den Zusammenhängen von Wirkungsbeziehungen. Da es sich bei Wirkungsbeziehungen in der Sozialen Arbeit nicht um klassische Naturgesetze im Sinne eindeutiger Wenn-Dann-Beziehungen handelt, ist die Evaluation von konkreten Maßnahmen oder Projekten die geeignete Forschungsmethode für die Wirkungsforschung.

Im Rahmen der Evaluation von Maßnahmen lassen sich zwar keine auf jeden Einzelfall übertragbaren kausalen Aussagen über Wirkungen erfassen, aber es lassen sich verallgemeinerbare Wahrscheinlichkeiten über konkrete Wirkungsbeziehungen benennen. Auf der Basis bewährter statistischer Verfahren können Wahrscheinlichkeitsaussagen für einen Zusammenhang zwischen einer bestimmten Maßnahme und der beobachteten Wirkung getroffen werden. Erhobene Daten zum Fallgeschehen liefern hilfreiche Anhaltspunkte dafür, ob bestimmte Wirkungen auf bestimmte Maßnahmen oder Ereignisse zurückzuführen sind. In der Literatur spricht man in diesem Zusammenhang von sogenannten Plausibilitätsannahmen von einer Maßnahme bzw. Hilfe im Zusammenhang mit den beobachteten Ergebnissen.

Hierzu ein Beispiel: In wissenschaftlichen Evaluationsstudien konnte nachgewiesen werden, dass die Kooperation von Eltern und/oder jungem Menschen ein zentraler Wirkfaktor pädagogischer Arbeit ist. Gelingt es, Eltern zu einer aktiven Mitarbeit im Rahmen der Hilfe zu gewinnen, so verbessert sich die Aussicht auf den Erfolg der Hilfe erheblich. Unterbleibt die aktive Mitarbeit, so steigt die Wahrscheinlichkeit für einen Misserfolg. Richtig ist aber auch, dass es im Einzelfall auch dann zu Misserfolgen der Hilfe kommen kann, wenn sowohl die aktive Mitarbeit der Eltern als auch die Kooperation des jungen Menschen gewährleistet war.

An diesem Beispiel wird deutlich, dass die Wirkungsforschung somit lediglich eine Aussage über den statistischen Wahrscheinlichkeitsgrad des Eintritts eines Ereignisses im Sinne eines allgemeinen Trends treffen kann, der einzelne Fallverlauf bleibt aber unvorhersehbar (vgl. Schrödter/Ziegler 2007, 17).

In der Wirkungsforschung muss man weiterhin zwischen Wirkung und Wirksamkeit unterscheiden. Wirkung bezieht sich auf eine Relation von Ursache und Ergebnis, sagt aber nichts darüber aus, ob es sich hierbei auch um ein erwünschtes Ergebnis handelt.

Der Begriff der Wirksamkeit erfasst darüber hinaus, ob die eingetretene Wirkung auch die beabsichtigte Wirkung war. Vereinfacht könnte man in diesem Zusammenhang auch von Zielerreichung im Zusammenhang mit den durchgeführten Maßnahmen sprechen.

Am Beispiel von aggressivem Verhalten von jungen Menschen lässt sich dies verdeutlichen: Die Wirkung einer Maßnahme bemisst sich daran, ob diese das Verhalten der jungen Menschen beeinflusst hat. So kann zum Beispiel das Verbot von Computerspielen bei aggressivem Verhalten das Verhalten der Kinder und Jugendlichen dahingehend beeinflussen, dass sie noch aggressiver miteinander umgehen. Die Maßnahme hat also zu messbaren Wirkungen geführt, die aber nicht erwünscht waren. Insofern war das Computerspielverbot als Maßnahme nicht wirksam, da diese nicht zu dem gewünschten Verhalten des Abbaus von Aggressionen geführt hat. Stattdessen hätte es sein können, dass eine freizeitpädagogische Maßnahme, zum Beispiel der regelmäßige Besuch eines Abenteuerspielplatzes, dazu geführt hätte, dass die Kinder und Jugendlichen Aggressionen abbauen und im spielerischen Umgang lernen, sozial verantwortungsbewusster miteinander umzugehen.

Diese Maßnahme wäre dann wirksam gewesen, wenn sie das Verhalten im erwünschten sozialpädagogischen Sinne in Richtung der Reduzierung aggressiven Verhaltens beeinflusst hat.

Welche Wirkungen beabsichtigt sind, wird in der Regel vorher unter Mitwirkung aller Beteiligten durch eine genaue Festlegung von Zielen festgelegt. Ziele müssen vorab definiert werden, sonst lässt sich im Nachhinein nicht feststellen, ob eine positive oder negative Veränderung eingetreten ist.

II.3 Warum Wirkungsforschung in der Sozialen Arbeit?

Warum
Wirkungs-
forschung

Vor dem Hintergrund eines zunehmenden Kosten- und Legitimationsdrucks der Leistungserbringer in den Sozialleistungssystemen müssen auch die Organisationen in der Jugendhilfe darüber nachdenken, wie sie ihre Arbeit hinreichend dokumentieren, evaluieren und ein angemessenes Verhältnis von Kosten und Nutzen in der Durchführung von Hilfemaßnahmen erreichen.

Im Zuge einer sich daraus ebenfalls ergebenden zunehmenden Professionalisierung der Fachkräfte und Qualitätssicherung der Prozessabläufe in den Hilfen wird nach verlässlichen Kriterien gesucht, an denen man die Wirksamkeit von Maßnahmen in der Jugendhilfe beurteilen kann. Nicht zuletzt hängen auch die Entscheidungen über die Verfügbarkeit und Gewährung von öffentlichen Mitteln entscheidend davon ab, wie Maßnahmen fachlich begründet werden und zu welchen Ergebnissen diese führen. Im Vordergrund stehen also nicht nur die auf den Einzelfall bezogene konkrete Hilfeplanung und Steuerung, sondern auch die sich aus dessen Anwendung ableitenden wissenschaftlichen Erkenntnisse zur Beurteilung der Wirksamkeit von Hilfen.

Zur Fachlichkeit in der Sozialen Arbeit gehört es natürlich auch, mit öffentlichen Mitteln verantwortungsbewusst umzugehen und eine sachlich angemessene Einschätzung über die Effektivität (Wirksamkeit) und die Effizienz (Kosten-Nutzen-Relation) von Hilfemaßnahmen vornehmen zu können.

Die Wirkungsforschung leistet zu all diesen Aspekten einen wichtigen Beitrag. Sie liefert Transparenz für die Geldgeber, die Fachkräfte aber auch zugleich für die Klient_innen. Diese müssen sich darauf verlassen können, dass sowohl ihre individuellen Wünsche als auch die geeigneten Maßnahmen zu ihrer Unterstützung eingesetzt werden. Nur auf diese Weise kann die Qualität in der Sozialen Arbeit nachhaltig gesichert werden.

Evidenzbasierung

Vor diesem Hintergrund hat sich der Begriff einer evidenzbasierten Praxis durchgesetzt. Ursprünglich stammt dieser Begriff aus der Medizin und hebt hervor, dass nur diejenigen Maßnahmen eingesetzt werden dürfen, deren Wirkungen auch wissenschaftlich nachgewiesen sind. Dieser Anspruch ist verständlich, denn keiner von uns hat ein Interesse daran, ein Medikament zu bekommen, dessen Wirkungen und damit auch unerwünschte Nebenwirkungen nicht bekannt sind.

Gleiches gilt für die Soziale Arbeit und Sozialpädagogik. Kinder und Jugendliche haben einen Anspruch darauf, dass sie nur diejenigen Hilfen angeboten bekommen, die nachweislich wirksam sind. Daher hat sich auch in der Sozialen Arbeit der Anspruch eines evidenzbasierten, d.h. eines wissenschaftlich abgesicherten Einsatzes von Hilfemaßnahmen durchgesetzt. In der internationalen Literatur wird in diesem Zusammenhang von einer *evidence based social work* gesprochen, was man mit bewiesener Sozialen Arbeit oder auch faktenbasierter Sozialen Arbeit übersetzen könnte.

Zur Umsetzung einer evidenzbasierten Sozialen Arbeit kann auch die Sozialinformatik einen wichtigen unterstützenden Beitrag leisten. Durch den Einsatz computerbasierter Softwareprogramme können im Rahmen der Evaluation von Maßnahmen größere Datenmengen erfasst, systematisiert und ausgewertet werden. Prozesse von Hilfeverläufen lassen sich über längere Zeiträume einzelfall-

bezogen dokumentieren, einzelfallübergreifend auswerten und einrichtungsübergreifend miteinander vergleichen. Auf diese Weise ist ein wissenschaftlich abgesichertes Wissen über die Wirksamkeit von einzelnen Maßnahmen in der Jugendhilfe zu gewinnen und institutionenübergreifend zu verbreiten und zugänglich zu machen.

II.4 Wirkungsforschung in der Jugendhilfe

II.4.1 Hintergründe des Wirkungsdiskurses in der Jugendhilfe

Wie bereits angedeutet, sind Anbieter sozialer Leistungen heute veränderten Rahmenbedingungen und gestiegenen Erwartungen ausgesetzt. In den vergangenen Jahrhunderten gab es noch keinen Wohlfahrtsstaat so wie wir ihn heute kennen. Die Soziale Arbeit als Beruf steckte noch in den Kinderschuhen und wurde vorrangig von Laien und Ehrenamtlichen in kirchlichen Institutionen und anderen mildtätigen Vereinen ausgeübt.

Finanziert wurden die Aktivitäten überwiegend aus Eigenmitteln und Spenden der jeweiligen Einrichtungen. Erst im 19. Jahrhundert kam es im Zuge der Industrialisierung und Verstädterung zur Bildung erster sozialstaatlicher Organisationen. Diese hatten die Aufgabe dort einzugreifen, wo es zu sozialen Notlagen und Fehlentwicklungen kam. Zunächst befasste sich der Sozialstaat aufgrund der hohen Dringlichkeit mit neuen Formen der Massenarbeitslosigkeit, der Gesundheitsfürsorge und Alterssicherung. Später kamen dann im Zusammenhang mit der zunehmenden Kinderarbeit in den Großstädten auch staatliche Aktivitäten zur Fürsorge für Kinder und Jugendliche verstärkt in den Blick.

Mit der Jugendhilfrechtsreform durch das SGB VIII im Jahr 1991 gab es in Deutschland erstmalig einen verbindlichen Rechtsanspruch auf Hilfen zur Erziehung. Das Jugendamt wurde zum Träger von Sozialleistungen mit Gewährleistungspflicht, während traditionelle Institutionen der Erziehungshilfe und die neu entstandenen ambulanten Sozialstationen auf die Rolle des Leistungserbringers verwiesen wurden (vgl. Struzyna 2007, 7). Der moderne Wohlfahrtsstaat übernimmt nun überwiegend die Kosten für die Jugendhilfe, explizit auch für die Hilfen zur Erziehung.

Mit dem Ausbau des Wohlfahrtsstaates steigt allerdings der wirtschaftliche Druck auf die Leistungserbringer der Jugendhilfe. Über viele Jahrzehnte hielt man die Höhe der Ausgaben (*input*) für den sozialen Bereich für den ausschlaggebenden Faktor staatlichen Engagements. Seit etwa zwei Jahrzehnten hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass die Höhe der Ausgaben nichts über die Leistungsfähigkeit eines Systems aussagt. Als neuer Maßstab wurde für eine gewisse Übergangszeit das Leistungsvolumen (*output*) als Anhaltspunkt für die Leistungsfähigkeit herangezogen. Heutzutage richtet sich das Interesse auf die Kategorie Wirkung (*outcome*), die das intendierte Ergebnis in den Vordergrund stellt.

Vor diesem Hintergrund kommt der pädagogischen Intervention als Form der Bearbeitung komplexer sozialer Beziehungen in einem spezifischen Subjekt-Subjekt-Verhältnis zwischen Fachkraft und der/dem Adressat_in der Leistung eine besondere Bedeutung zu. Bis in die frühen neunziger Jahre war man der Auffassung, dass die effektivste und effizienteste Form der sozialpolitischen Steuerung des Hilfeprozesses darin besteht, die Professionellen in ihrer Problemlösungsfähigkeit zu stärken. Dies sollte u.a. durch eine wissenschaftlich fundierte Ausbildung sichergestellt werden. Das fundierte Reflexions-

Hintergründe
Wirkungs-
forschung

Wirkung und
pädagogische
Intervention

und Erklärungswissen war nach dieser Vorstellung in den Köpfen der Professionellen verortet, die Gewährung von Leistungen fiel in die Entscheidungskompetenz und das Ermessen professioneller Fachkräfte, die nach fachlichen Kriterien bestimmen sollten, wie mit ihren Klient_innen zu verfahren ist (vgl. Meyer/Kaemper 2013, 109).

Die Anfang der neunziger Jahre durch das Sozialgesetzbuch in Deutschland verpflichtend eingeführte Jugendhilfeplanung sowie die weiteren Modernisierungsinitiativen seit Mitte der neunziger Jahre (Sozialmanagement, operatives und strategisches Controlling) gelten als wesentliche Entwicklungsschübe der Idee einer wirkungsorientierten Steuerung in der Jugendhilfe. Diese stellt das Beziehungsverhältnis von Fachlichkeit, Wirksamkeit und Wirtschaftlichkeit in den Mittelpunkt der sozialpädagogischen Arbeit.

II.4.2 Wirkungen in der Jugendhilfe

Die moderne Jugendhilfe hat die Aufgabe, die Förderung der Entwicklungsmöglichkeiten von jungen Menschen und die Ausbildung ihrer Fähigkeiten durch pädagogisch unterstützende, familienergänzende Angebote herbeizuführen. Hierbei sollen unter anderem auch gezielt soziale Ungleichheiten und Benachteiligungen verringert und akute individuelle Schwierigkeiten frühzeitig behoben werden. Die Formen der Hilfe reichen dabei von Beratung, Einzelbetreuung, sozialpädagogischer Familienhilfe über die Unterbringung von Kindern außerhalb der eigenen Familie bis hin zur Familien- und Jugendgerichtshilfe.

Wirkungen pädagogischen Handelns lassen sich nicht, wie schon beschrieben, unmittelbar beobachten. Es bedarf daher eindeutig messbarer Indikatoren, die auf die zu untersuchenden Effekte verweisen und plausibel hergeleitet werden können. Da die sozialpädagogische Fachkraft nicht die einzige ist, die Einfluss auf einen jungen Menschen nimmt, entstehen Wirkungen pädagogischer Intervention immer in Relation zur Wirkung anderer Einflüsse. Dabei gilt: Je stärker die Interventionen von anderen Faktoren abhängig bzw. beeinflusst sind, desto unsicherer werden die intendierten Wirkungen der pädagogischen Intervention.

Darüber hinaus gibt es neben den Einflüssen, die Personen auf andere Menschen ausüben, auch eine Menge anderer Faktoren, die ebenfalls Wirkungen zeigen, aber nur sehr wenig mit der Intervention zu tun haben. So stellt zum Beispiel allein die Zeit einen bedeutsamen Faktor dar, insbesondere der Zeitpunkt der Intervention sowie langfristige Effekte. Hierbei ist erstens zu beachten, dass die gleiche Intervention nicht zu jedem Zeitpunkt gleich wirkt und zweitens werden viele positive oder negative Wirkungen erst später sichtbar. Für die Feststellung von Wirkung ist also der Zeitpunkt der Beobachtung bedeutsam, weshalb der Zeitpunkt der Wirksamkeitsuntersuchung plausibel in Bezug auf die zu untersuchenden Effekte begründet werden muss (vgl. Wolf 2007, 20 ff).

Zudem gilt: Misst man Zustände zu zwei (oder auch mehreren) Zeitpunkten und stellt dabei Veränderungen fest, kann man vielleicht von Wirkung sprechen und unter Umständen Wirkungsdynamiken und Verläufe sichtbar machen, die eben oft nicht linear, sondern sprunghaft, verzögert oder auch nur vorübergehend auftretend verlaufen (vgl. Schrödter/ Ziegler 2007, 17).

Weiterhin ist davon auszugehen, dass sich (psychosoziale) Situationen von Kindern und Jugendlichen, die sich in dem sehr dynamischen Entwicklungsprozess des Aufwachsens befinden, im Zeitverlauf ständig, teilweise auch sehr dramatisch ändern, ohne dass diese Veränderung auf die Intervention zurückzuführen ist.

Effekte sozialpädagogischer Interventionen können auf sehr unterschiedlichen Ebenen erreicht werden: sie können auf intrapsychische Prozesse, zentrale, dyadische Beziehungen, Strukturen kleiner Figurationen, Netzwerke, den Sozialraum und gesellschaftliche Folgen bezogen sein (vgl. Wolf 2007, 21). Deshalb ist es wichtig zu definieren, auf welcher Ebene Wirkungen erzielt und überprüft werden sollen.

Lediglich intendierte Effekte zu überprüfen ist nicht sinnvoll, weil nicht intendierte Wirkungen so ungünstig sein können, dass sie den Sinn der intendierten Effekte in Frage stellen können. Deshalb wird in der Wirkungsforschung als Maßstab für die Rationalität eines Interventionsprogrammes die Relation von günstigen, intendierten und ungünstigen, nicht intendierten Effekten genommen.

Es gibt zwei Möglichkeiten, Wirkungen und Effekte in der Forschung festzustellen: Große Fallzahlen und Einzelfallstudien. Mit großen Fallzahlen sucht man nach starken Korrelationen und schließt auf einen Zusammenhang. Durch zusätzliche Theoriebezüge wird ein statistischer Zusammenhang als plausibler Ursache-Wirkungs-Zusammenhang gedeutet.

Bei den mit qualitativen Forschungsmethoden erhobenen Einzelfallstudien wird das Material auf methodisch überprüfbarer Weise interpretiert und so Annahmen über Zusammenhänge entwickelt und kontrolliert. Im Anschluss daran werden Aussagen entwickelt, die über den Einzelfall hinausragen. Auch der Zusammenhang von Indikator und Effekt, auf den er (angeblich) verweist, muss offen gelegt werden, um die Zurechnung überprüfbar zu machen (vgl. Wolf 2007, 20 ff).

In zahlreichen Studien ist nachgewiesen worden, dass Soziale Arbeit ‚wirkt‘ - ihre Interventionen sind mindestens so hilfreich und sinnvoll wie die von anderen Disziplinen, wie z.B. der Medizin und Psychologie. Allerdings sind nicht alle Maßnahmen gleich erfolgreich: (Kognitiv-) Behaviorale Maßnahmen, also solche Maßnahmen, die auf Verhaltensänderungen bzw. die Umstrukturierung dysfunktionaler Denkprozesse abzielen, sowie Maßnahmen eines familientherapeutischen Zuschnitts, schnitten am besten ab (vgl. Schrödter/Ziegler 2007, 7).

II.4.3 Rahmenbedingungen von Wirkfaktoren

Neben den unmittelbar auf die Intervention zurückzuführenden Indikatoren im Bereich der Wirkungen gibt es noch eine Vielzahl von Rahmenfaktoren, die ebenfalls Einfluss auf die zu erzielenden Wirkungen haben können. Hierzu zählen insbesondere die institutionellen bzw. organisatorischen Kontextbedingungen wie z.B. die Machtverteilung in der Organisation, die Rollenverteilung der Berufsgruppen sowie die jeweilige Organisationskultur. Darüber hinaus üben Interaktionsprozesse in Organisationen einen Einfluss auf die Dienstleistungserbringung aus.

Zum besseren Verständnis auch hier ein Beispiel aus der Medizin. Neue Forschungen haben gezeigt, dass die optische Ausstattung von Räumlichkeiten durch Farbgebung, die Nutzung von Tageslicht sowie die designerische Gestaltung und Ausstattung der Räumlichkeiten Einfluss auf den Genesungsprozess haben. Weiterhin hat die Art und Weise des sozialen Umganges der Beschäftigten untereinander sowie der Umgang mit den Patient_innen einen beträchtlichen Einfluss auf den Verlauf der Erkrankung. Besonders deutlich wird dies z.B. auf Kinderstationen in Krankenhäusern.

Zu den wichtigsten Rahmenbedingungen, die Einfluss auf die Wirkung haben können, zählen:

Professionelle Orientierung

Im Vordergrund steht hier die professionelle Orientierung der Fachkräfte auf die Dienstleistungserbringung. Im Rahmen der Wirkungsforschung ist es wichtig zu wissen, wie sich die Professionellen mit der jeweiligen Tätigkeit identifizieren, welche Professionsethik den Alltag bestimmt und welche grundsätzliche Einstellung es in Bezug auf das eigene berufliche Selbstverständnis gibt. Ein Beispielitem, das hierzu eine hilfreiche Aussage liefert, könnte lauten:

„Ich lese keine Fachzeitschriften, weil mir das für die praktische Arbeit ohnehin nichts bringt.“
(Schrödter/Ziegler 2007, 25)

Professionelle Autonomie

Als wesentliche Erfolgsbedingung gilt traditionell die Handlungsautonomie der Profession. Diese sollte weitestgehend gewährleistet sein. Die Gestaltungsfreiheit der Mitarbeiter_innen sollte durch ein breites Aufgabenfeld oder Anforderungsprofil sichergestellt werden. Eine formale Zergliederung einzelner Arbeitsschritte und gleichzeitige Verlagerung auf mehrere Personen ist zu vermeiden. Am Beispiel der Medizin wird deutlich, dass eine differenzierte Aufgabenteilung nicht immer sinnvoll ist, da dann die eine Hand nicht weiß, was die andere tut. Beispielitem:

„An der Entwicklung der Familien sehe ich sehr gut, wie gut oder schlecht meine Arbeit ist.“
(Schrödter/Ziegler 2007, 24)

Organisationskultur und Machtverteilung

In Organisationen gibt es stets verschiedene Akteure, die entsprechend ihren eigenen Haltungen und Einstellungen Einfluss darauf nehmen, was in der Arbeit als gut, als relevant oder wichtig gelten soll. Es scheint daher notwendig, dass in der Praxis eine Organisationskultur herrscht, in der Qualitäts- und Wirkungsverständnisse gemeinsam erarbeitet werden. Dieses Grundverständnis beeinflusst wesentlich, wie eine standardisierte Maßnahme konkret realisiert wird. Im Rahmen der Wirkungsforschung kann es daher sinnvoll sein, Wirkungsbedingungen wie Kommunikationskonflikte oder Strategien der Macht- und Einflussverteilung zu messen. Beispielitem:

„Wie viel Einfluss haben die folgenden Gruppen auf die Entwicklung von Qualitätskriterien und Leitbildern und wie viel sollten sie haben? Einrichtungsleitung, Teamleitung, Fachkräfte, Familien.“
(Schrödter/Ziegler 2007, 25)

Bindung an die Organisation

Es gilt in der Forschung als belegt, dass es einen positiven Zusammenhang zwischen der Leistung der Arbeitskräfte und ihrer Bindung an die Organisation gibt.

„Wenn Mitarbeiter die Möglichkeit haben, mitzugestalten welche Maßnahmen in der pädagogischen Arbeit als positiv und ergebnisorientiert eingestuft und angesehen werden, kann das für eine positive und gesteigerte Arbeitsleistung [...] förderlich sein.“
(Primus 2012)

Beispielitem:

„Ich bin der Meinung, dass meine Wertvorstellungen und die dieser Einrichtung sehr ähnlich sind.“
(Schrödter/Ziegler 2007, 25)

Arbeitsbündnis

In vielen Studien hat sich das Arbeitsbündnis zwischen Klient_in und Fachkraft als zentraler Faktor für

den Erfolg einer Maßnahme herausgestellt. Die Übereinkunft zwischen allgemeinen Zielen des Hilfeprozesses, Bindung und Arbeitsbeziehung zwischen Fachkraft und Adressat_in prägen die Kooperationsbereitschaft. Diese wirkt sich wiederum auf den Erfolg der Hilfen zur Erziehung aus. Beispielitem:

„Der Familienhelfer hat uns verdeutlicht, was in einer Beratung geschieht und erreicht werden kann.“
(vgl. Primus 2012; Schrödter/Ziegler 2007, 26)

Nutzer_innenzufriedenheit

Wenn man wirkungsorientiert arbeiten möchte, müssen Rückmeldungen, Meinungen und Ansichten der Klienten_innen ernstgenommen werden. Wenn Klient_innen merken, dass ihre Einstellungen oder Sichtweisen eine Rolle spielen, fühlen sie sich wertgeschätzt und angenommen. Dies trägt zu einer ausgeglichenen und positiven Beziehung bei. Beispielitem:

„Die Dienstleistung wird zu dem Zeitpunkt ausgeführt, zu dem sie versprochen wurde.“
(Schrödter/Ziegler 2007, 26)

Veränderungsmotivation

Diese hat sich in der empirischen Forschung zur Wirkung psychosozialer Intervention als wichtiger Faktor herausgestellt. Das Ausmaß der Behandlungsmotivation der Klient_innen ist unmittelbar relevant für den Hilfeprozess. Er muss eine gewisse Bereitschaft zur Veränderung der eigenen Situation zeigen. Vor allem in der Sozialen Arbeit hat dies eine hohe Bedeutung, da in diesem Bereich Klient_innen häufig nicht freiwillig an Maßnahmen teilnehmen. Beispielitem:

„Ich nehme die Maßnahme in Anspruch, weil ich wirklich etwas in meinem Leben verändern will.“
(Schrödter/Ziegler 2007, 25)

Empowerment

Mit diesem Begriff wird die Selbstbefähigung und Stärkung von Autonomie und Selbstverantwortung beschrieben. Die Erforschung dieser Wirkungsbedingung ist relativ neu. Durch die Erhebung dieses Faktors können Fachkräfte einen Eindruck darüber bekommen, wie die Nutzer_innen ihre Rollen und Verantwortungen wahrnehmen und inwiefern sie die lokalen sozialen Dienste zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nutzen können. Beispielitem:

„Mit dem Dienstleistungssystem komme ich gut zurecht.“
(Schrödter/Ziegler 2007, 27)

Outcome-orientierte-Steuerung

Damit ist eine ergebnisorientierte Steuerung gemeint. Auch diese stellt eine wesentliche Wirkungsbedingung dar. Leistungsmessungen, Leistungsvereinbarungen und die Nutzung von Leistungsdaten üben einen Einfluss auf den Hilfeverlauf aus. Welche Rolle spielen die Leistungsdaten, wie werden sie eingesetzt und kommuniziert und wie beeinflussen gerade diese Erhebungsformen das Verhalten und die Entwicklung der Klient_innen, der Mitarbeiter_innen sowie die Interpretation der Ergebnisse? Eine regelmäßige Ermittlung und Reflexion der Wirksamkeitsdaten und deren Einflussnahme ist daher in der Wirkungsforschung unerlässlich. Beispielitem zur Erfassung dieser Frage:

„Führen Sie zurzeit ein systematisches Monitoring und Controlling aller Leistungen Ihrer Teil-Institution durch und welche Daten werden wie erfasst und ausgewertet?“
(vgl. Schrödter/Ziegler 2007, 24)

II.4.4 Was sind konkrete Indikatoren in der Jugendhilfe?

In den vorangegangenen Kapiteln wurde geschildert was Wirkung ist, was die Jugendhilfe mit ihr zu tun hat und was für Bedingungen oder Faktoren die Wirkung einer Maßnahme beeinflussen können. Nun stellt sich die Frage, wie man feststellen kann, ob eine bereits durchgeführte Maßnahme oder eine zurzeit geführte Maßnahme erfolgreich bzw. wirksam war oder ist. Um die zu untersuchenden Effekte und Erfolge einer Maßnahme nachweisen zu können, benötigt man Indikatoren, die beobachtbar und messbar sind. Doch was genau sind eigentlich Indikatoren?

Im Allgemeinen sind Wirkungsindikatoren Maße, die den Grad der Zielerreichung eines Prozesses beschreiben. Wirkindikatoren sind eine Art Hilfsmittel, mit denen über die Wirkungen des pädagogischen Handelns begründete Aussagen getroffen werden können. Auf diese Weise lässt sich überprüfen, ob die Maßnahme zu den gewünschten Ergebnissen geführt hat. Wenn man beispielsweise feststellt, dass ungefähr drei von vier Jugendlichen in den Jugendstrafanstalten vorher Kontakt zum Jugendamt hatten, so ist dies zwar ein signifikanter Zusammenhang von Jugendamtskontakt und Verbüßung einer Haftstrafe, aber daraus eine kausale Wirkung z.B. im Sinne von „wer zum Jugendamt geht (oder zu wem es kommt), der landet letztlich im Knast“ herzustellen ist offensichtlich Unfug (Schrödter/Ziegler 2007, 17).

Aus diesem Grunde müssen Indikatoren sorgfältig ausgewählt und auch eine Vielzahl von Indikatoren herangezogen werden. Nur so lässt sich die Komplexität der Lebensumstände eines jungen Menschen angemessen erfassen und beschreiben.

Inzwischen liegt eine Vielzahl von Studien zur Wirkungsforschung in der Jugendhilfe vor. Trotz der Heterogenität des Aufgabenprofils und der jeweiligen Ausrichtung der Studien können einige generelle Aussagen zur Wirksamkeit von Maßnahmen getroffen werden. Diese lauten wie folgt:

- Je sorgfältiger und konsequenter die Maßnahmen durchgeführt werden, umso wirksamer sind sie.
- Langfristigen Interventionen ist eine höhere Wirksamkeit zuzuschreiben als kurzfristigen.
- Erfolgreiche Interventionen sind am Bedarf der Adressat_innen ausgerichtet und proportional zum Bedarf der Adressat_innen zu gestalten (Schrödter/Ziegler 2007, 15).
- Maßnahmen sind dann wirksam, wenn sie die Fähigkeiten, Möglichkeiten, Kooperationsbereitschaften, Interessen und Wünsche der Klient_innen berücksichtigen.
- Die Wahrscheinlichkeit für eine hohe Wirksamkeit steigt, wenn die Adressat_innen am Hilfeprozess beteiligt werden, diese ihre Sichtweisen einbringen können und die Hilfe partizipativ gestaltet wird.
- Je besser die Beziehung zwischen den Klient_innen und Professionellen, umso besser die Wirksamkeit.

II.5 Zusammenfassung

Die Wirkungsforschung hat sich in der beruflichen Praxis der Jugendhilfe durchgesetzt. Die Ausrichtung auf die Analyse von Wirkungszusammenhängen hat dazu beigetragen, die Jugendhilfe und explizit die Hilfen zur Erziehung sachgerechter und leistungsfähiger auszurichten.

Auf der Basis wissenschaftlich anerkannter Evaluationsverfahren konnten neue methodische und theoretische Perspektiven für die praktische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen erschlossen werden. Ähnlich wie in der Medizin sind Fachkräfte nun in der Lage, zu bestimmen, welche Faktoren zur Erreichung erwünschter Ziele eine bedeutende Rolle spielen und welche Faktoren eher hinderlich oder sogar kontraproduktiv sind.

Die Evaluationsforschung hat dazu beigetragen, das Wissen um die Wirkungsweise pädagogischer Prozesse zu erweitern und damit die Erfolgswahrscheinlichkeit von eingesetzten Hilfen zu erhöhen. Darüber hinaus kann das Wissen um Wirkfaktoren genutzt werden, um sozialpolitische Entscheidungen und Ziele zu beeinflussen und zu begründen. Weiterhin trägt die Schaffung von Transparenz zur Wirksamkeit von Sozialleistungssystemen dazu bei, dass das Vertrauen der Leistungsberechtigten und der Öffentlichkeit gestärkt wird.

Aus Sicht der Fachkräfte leistet die Wirkungsforschung einen wichtigen Beitrag zur Professionalisierung der Berufsgruppen. Diese werden mit erweiterten Kompetenzen in Diagnosestellung und Zielformulierung ausgestattet. Mittels Unterstützung computerbasierter Verfahren wird ein wissenschaftlicher, praxisorientierter, verantwortungsbewusster und reflexiver Umgang der beruflichen Praxis erreicht.

II.6 Übungsaufgaben

1. Was versteht man unter Wirkung in der Jugendhilfe?
2. Welche Wirkfaktoren gibt es und was sagen diese aus?
3. Erläutern Sie die Stärken und Schwächen einer Wirkungsforschung in der Jugendhilfe.

Weiterführende Literatur

Meyer, Friedrich-Wilhelm/Kaemper, Nadja (2013): Die Relevanz der Diskussion um Wirkungsorientierung in der Kinder- und Jugendhilfe. In: Niedersächsisches Ministerium für Soziales, Frauen, Familie, Gesundheit und Integration (Hg.): Erste Fortschreibung des Basisberichts mit den Schwerpunkten Sozialstruktur und Hilfen zur Erziehung und fachliche Vertiefung der Hilfen zur Erziehung. Hannover. S. 108- 113.

Primus, Andrea (2012): Wirkungsorientierte Jugendhilfe. Wie kann man pädagogische Arbeit effektiver und effizienter gestalten? Hamburg.

Schrödter, Mark/Ziegler, Holger (2007): Was wirkt in der Kinder- und Jugendhilfe? Internationaler Überblick und Entwurf eines Indikatorensystems von Verwirklichungschancen. In: ISA Planung und Entwicklung GmbH (Hg.): Schriftenreihe „Wirkungsorientierte Jugendhilfe“. Band 2. Münster. S. 5-64.

Struzyna, Karl-Heinz (2007): Wirkungsorientierte Jugendhilfe – Hintergründe, Intentionen und Ziele des Bundesmodellprogramms. In: ISA Planung und Entwicklung GmbH (Hg.): Schriftenreihe „Wirkungsorientierte Jugendhilfe“. Band 1. Münster. S. 5-13.

Wolf, Klaus (2007): Wirkungsorientierung in den Hilfen zur Erziehung. In: ISA Planung und Entwicklung GmbH (Hg.): Schriftenreihe „Wirkungsorientierte Jugendhilfe“. Band 1. Münster. S. 19-24.

III. Wirksamkeit von Jugendhilfemaßnahmen

Prof. Dr. Michael Macsenaere

Mit dem vorliegenden Beitrag werden vier Zielsetzungen verfolgt. Es wird/werden

- ein Überblick über die Wirkungsforschung in den Erziehungshilfen gegeben.
- die zentralen Ergebnisse dieser Studien zu den Wirkungen und Wirkfaktoren skizziert.
- Möglichkeiten aufgezeigt, wie wirkungsorientierte Daten zur Qualitätsentwicklung und Weiterentwicklung in den Hilfen zur Erziehung genutzt werden können.
- Hinweise gegeben, wie Wirkungen im pädagogischen Alltag erfasst werden und als Grundlage einer empirisch basierten Qualitätsentwicklung dienen können.

III.1 Wirkungsforschung in den Hilfen zur Erziehung

Für die Bearbeitung der ersten Fragestellung wird auf eine Literaturanalyse zurückgegriffen, in die über 200 Jugendhilfe-Studien weltweit eingeflossen sind. Für den vorliegenden Beitrag sind daraus ca. 100 überwiegend wirkungsorientierte Studien ausgewählt, die sich in Deutschland mit Hilfen zur Erziehung befassen. Die Literaturanalyse wirkungsorientierter Studien verdeutlicht, dass ...

... aus der Zeit vor 1970 nur vereinzelte Forschungsarbeiten in den Hilfen zur Erziehung vorliegen. In den letzten Jahrzehnten vollzog sich ein Wandel: So verteilen sich mehr als 90% der Jugendhilfestudien auf die letzten 35 Jahre. Dabei gab und gibt es wechselnde Forschungsschwerpunkte, die sich auf bestimmte Fragestellungen, Hilfearten oder eingesetzte Forschungsmethoden auswirken.

... der Großteil der analysierten Forschungsarbeiten sich auf Heimerziehung bezieht. Weitere (teil-)stationäre, ambulante und beratende Hilfen sind erheblich unterrepräsentiert.

... insbesondere Heimerziehung im Vergleich zu Nachbarbereichen (z.B. Eingliederungshilfe) mittlerweile gut erforscht ist. Ein Vergleich zu anderen Human- bzw. Sozialwissenschaften, wie z.B. Medizin und Psychologie, zeigt allerdings auch einiges an Entwicklungspotenzial für die Jugendhilfeforschung auf: Dies betrifft sowohl die aktuell noch zumeist eher undifferenzierten Fragestellungen wie auch das in seiner gesamten Breite nicht hinreichend genutzte Methodenrepertoire der empirischen Sozialforschung.

... einige Wirkungsstudien lediglich die intendierten Wirkungen – zumeist erfasst durch Zielerreichungsgrade – bestimmen und die nicht intendierten Wirkungen (oder auch Nebenwirkungen) außer Acht lassen. Oft sind es aber gerade die nicht intendierten Wirkungen, die den Erfolg oder Misserfolg einer Hilfe maßgeblich beeinflussen.

... in den meisten wirkungsorientierten Evaluationen die Bestimmung des sog. *effect* im Vordergrund steht. Damit ist die direkt ersichtliche und objektiv nachweisbare (Aus-)Wirkung der Hilfe, z.B. die Erreichung der im Hilfeplan festgelegten Zielsetzungen, gemeint. Eine Reihe von Evaluationen machen zudem Aussagen zum *impact* und/oder *outcome* der Hilfe. Unter *impact* wird die bewusst subjektive Wirkung beim Leistungsempfänger verstanden, so z.B. die Zufriedenheit mit dem Hilfeprozess und den erreichten Veränderungen. Bedürfnisse und Werte der Hilfeadressat_innen werden berücksichtigt. *Outcome* meint die mittelbare Wirkung auf die Gesellschaft und/oder Umwelt, wie z.B. die Verringerung der Jugendarbeitslosigkeit und volkswirtschaftliche Effekte der Hilfen. Die Literaturanalyse zeigt, dass der Großteil der Wirkungsstudien mit der Bestimmung von *effect* und/oder *impact* im Gegensatz zu einer institutionellen und professionellen Forschungsperspektive auf der Einzelfallebene

und damit adressat_innenbezogen ansetzt. Zukünftige wirkungsorientierte Evaluationen sollten verstärkt alle drei Wirkungsdimensionen (*effect*, *impact* und *outcome*) berücksichtigen. Damit lägen sinnvoll ergänzende Sichtweisen von Expert_innen, Adressat_innen und Gesellschaft vor.

Werden die analysierten Jugendhilfe-Studien chronologisch angeordnet wird deutlich, dass bis in die siebziger Jahre eine Forschung in den Hilfen zur Erziehung kaum existent war. Verstreut über mehrere Jahrzehnte liegen lediglich einzelne Untersuchungen vor.

Ab Mitte der siebziger Jahre wurden der *labelling approach* und spezifische Organisationsformen von institutioneller Erziehung erforscht.

Während bis dahin ein Mangel an empirischen Arbeiten herrschte, änderte sich dies ab Mitte der achtziger Jahre. So wurde eine Reihe von Studien zu unterschiedlichen Aspekten der Heimerziehung durchgeführt, so z.B. zur Elternarbeit, zur Verortung von Heimerziehung im Sozial- und Gesundheitswesen und zum Personal. Ebenso wurden Angebotsstrukturen von Heimerziehung empirisch bearbeitet, so z.B. Außenwohngruppen, Familienwohngruppen und geschlossene Unterbringung.

Auch das pädagogische Personal von Heimen rückte in den Fokus der Forscher_innen. So wurde z.B. die Problematik älterer Heimerzieher_innen, die Personalfluktuaton und die Belastung von Erzieher_innen im Heimalltag näher untersucht. Einige Studien richteten ihren Blick auf die Hilfeadressat_innen und ihre zum Teil ambivalenten Erfahrungen innerhalb der Heimerziehung. Auch erste Ansätze einer Wirkungsforschung wurden ab Mitte der achtziger Jahre sichtbar.

Die Forschung der neunziger Jahre war durch zwei methodologische Besonderheiten geprägt: Einerseits nahm der Anteil empirischer Arbeiten mit quantitativer Ausrichtung zu – in wenigen Fällen sogar gekoppelt mit anspruchsvolleren quasiexperimentellen Untersuchungsdesigns. Andererseits widmeten sich die Forscher_innen verstärkt der Frage, welche Wirkungen Heimerziehung aufweist. Bürger analysierte mit einem Prä-Post-Design das Legalverhalten und die schulische bzw. berufliche Qualifikation von Heimklientel, Hebborn-Brass untersuchte mit gleichem Design die durch Heimerziehung erreichten Veränderungen und die hierfür verantwortlichen Bedingungen.

Eine Forscher_innengruppe um Thiersch untersuchte „Leistungen und Grenzen der Heimerziehung (JuLe)“. Es war die erste Wirkungsstudie, die überregional drei Hilfearten (§§ 32, 34 und 41 SGB VIII) evaluierte.

Die darauffolgende multizentrische Jugendhilfe-Effekte-Studie (JES) war die bisher aufwendigste Wirkungsstudie. In einem ersten Schritt wurden Instrumente zur Messung von Struktur-, Prozess- und vor allem Ergebnisqualität entwickelt und – ein Novum in der Jugendhilfeforschung – auch testtheoretisch überprüft. Diese Instrumente wurden daraufhin in einem quasiexperimentellen Untersuchungsdesign eingesetzt, um fünf Hilfearten (§§ 28, 30, 31, 32 und 34 SGB VIII) in fünf Bundesländern vergleichend zu untersuchen.

Auf der Basis der JES-Instrumente konnten bis heute eine Reihe von wirkungsorientierten Studien durchgeführt werden. Die ersten Wirkungsstudien in den neunziger Jahren befassten sich eher mit globalen Fragestellungen, so z.B. ob und ggf. in welchem Ausmaß Jugendhilfe erfolgreich ist. Hierzu waren empirisch gestützte Ergebnisse auch vonnöten, da selbst fünf Jahre nach Einführung des SGB VIII die Frage nach der Effektivität von Jugendhilfe in der Regel eher aversiv und angstbesetzt aufgenommen wurde.

Nachdem die o.g. Studien belegen konnten, dass ein Großteil der Hilfen zur Erziehung positive Ef-

aktueller
Forschungsfokus

Effekte aufweisen (je nach Studie und Hilfeart zwischen 60% und 75% – in Ausnahmefällen bis 90%), verliert die Frage, ob bzw. in welchem Umfang in der Jugendhilfe insgesamt Effekte erreicht werden, mittlerweile an Bedeutung.

Die gegenwärtige Forschung bewegt sich weg von solchen globalen hin zu differenzierteren Fragestellungen: So wird mittlerweile beispielsweise untersucht, welche Effekte bei welcher Klientel in welcher Hilfeart und welchem pädagogischen Setting erreicht werden und was die hierfür verantwortlichen begünstigenden und hemmenden Faktoren sind.

Aktuelle Studien beschäftigen sich mit den Themenschwerpunkten Wirkfaktoren, Spezialangebote, Indikation und strukturelle Rahmenbedingungen. Sie adaptierten hierbei für die Erziehungshilfen bislang in diesem Feld nicht genutzte methodische Zugänge, wie z.B. Kosten-Nutzen-Analysen, Regionalvergleiche, Kontrollgruppenstudien, Katamnesen und Qualitätsentwicklung auf der Grundlage systematischer empirischer Daten. Daraus können eine Reihe von Beiträgen zur Qualifizierung der Hilfen zur Erziehung abgeleitet werden. Einige ausgewählte Aspekte werden nachfolgend behandelt.

III.2 Wirkungen und Wirkfaktoren in den Hilfen zur Erziehung

Effektivität und
Effizienz Hilfen
zur Erziehung

Trotz zum Teil schwierigster Ausgangslagen weisen die Hilfen zur Erziehung ausgeprägte Effekte auf: Zwischen 60% und 75% der Hilfen zeigen einen positiven Verlauf mit z.T. hohen Effektstärken, die auch nach Hilfeende noch Bestand haben. In Ausnahmefällen wurden sogar Erfolgsquoten von bis zu 90% gemessen.

Neben der Effektivität liegen mittlerweile auch Befunde zur Effizienz vor: Erste Ergebnisse aus Kosten-Nutzen-Analysen belegen für Heimerziehung erhebliche Nutzeneffekte in den Bereichen Bildung, Erwerbstätigkeit, Gesundheit und Delinquenz. Diese tangiblen Nutzeneffekte liegen deutlich über den Ausgaben, sodass eine positive Kosten-Nutzen-Relation vorliegt. So weist Heimerziehung ein positives Kosten-Nutzen-Verhältnis von 1:3 und individualpädagogische Hilfen von 1:6 auf: Jeder Euro, den eine Hilfe kostet, führt demnach zu ca. drei bzw. sechs Euro volkswirtschaftlichen Nutzeneffekten.

Wirkfaktoren
Hilfen zur
Erziehung

Im zurückliegenden Jahrzehnt konnte eine Reihe von Faktoren bestimmt werden, die die beschriebene Effektivität und Effizienz der Erziehungshilfen begünstigen. Hier eine Auswahl dieser Wirkfaktoren:

Ausgangslage

Die Erfolgsaussichten sind positiv, wenn es gelingt, möglichst frühzeitig auf einen Hilfebedarf zu reagieren. Mit zunehmendem Alter und einer ausgeprägteren, verfestigten Symptomatik wird die Wahrscheinlichkeit eines positiven Abschneidens hingegen reduziert.

Sozialpädagogische Diagnostik

In Hinblick auf die Arbeit im Jugendamt erweist sich eine systematisierte sozialpädagogische Diagnostik als sinnvoll, wie sie z.B. mit den bayerischen sozialpädagogischen Diagnose-Tabellen vorliegt. In einer Kontrollgruppenstudie erwiesen sich die Diagnose-Tabellen als hoch reliables (zuverlässiges) und valides (gültiges) Diagnoseverfahren, das die Risiken und Ressourcen des jungen Menschen und seines Umfeldes umfassend beschreibt. Allerdings führte die getestete EDV-Fassung zu einem Mehraufwand von einer Stunde. Für die Gruppe der weniger erfahrenen ASD-Fachkräfte stellen die Tabellen aber eine Strukturierungshilfe dar. Mit dem Einsatz der Diagnose-Tabellen konnte die Zuweisungsqualität erhöht werden, was in der Folge insgesamt zu teureren aber auch effektiveren Hilfen

führte. Berufsanfänger_innen gelingt es mit dem Einsatz der Tabellen das Effektivitätsniveau ihrer erfahrenen Kolleg_innen zu erreichen. Zudem wurden weniger Anschlusshilfen notwendig, was langfristig zu einer besseren volkswirtschaftlichen Kosten-Nutzen-Relation führt.

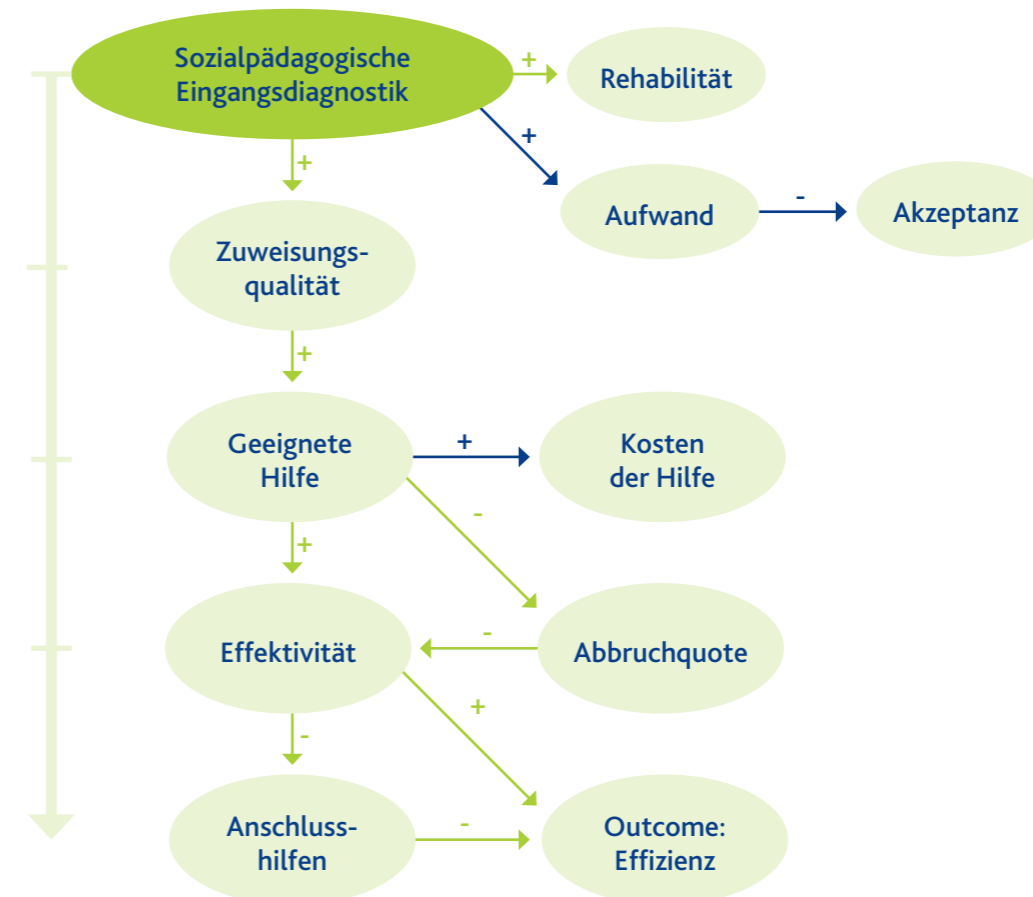


Abb. 1: Wirkungsgefüge der sozialpädagogischen Diagnose-Tabellen (Quelle IKJ).

Indikation

Eine zentrale Aufgabe des Jugendamtes ist die sogenannte Zuweisungsqualität, also die Kunst, eine geeignete bzw. indizierte Hilfe auszuwählen. Effektestudien (EST!, JES, EVAS) zeigen, dass es den ASD-Fachkräften in immerhin gut der Hälfte der Fälle gelingt, die am besten geeignete Hilfe zu wählen. Dem stehen aber auch ca. 30% der Fälle gegenüber, bei denen eine nicht geeignete Hilfe gewählt wird (s. Abb. 2). Hier besteht in den nächsten Jahren noch Qualitätsentwicklungsbedarf, um das inzwischen vorliegende Wissen für die Praxis der Jugendämter nutzbar zu machen. Einen erfolgversprechenden Weg bieten die o.g. Diagnose-Tabellen, die nachweislich zu einer verbesserten Indikation beitragen.

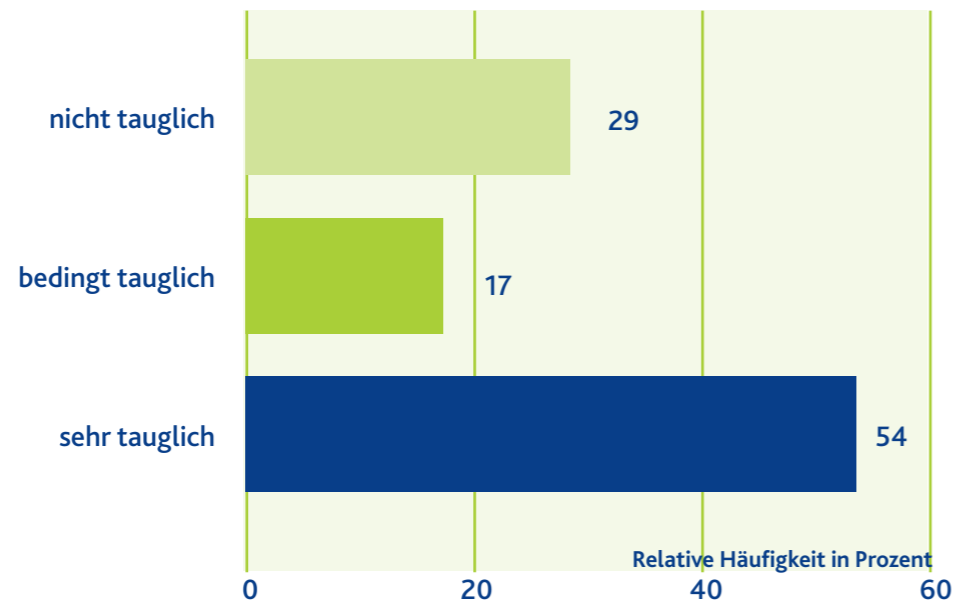


Abb. 2: Aktuelle Güte der Indikationsstellung im Jugendamt (Quelle IKJ).

Vermeidung von Jugendhilfekarrieren

Je mehr Hilfen in Anspruch genommen wurden, desto höher ist die Änderungsresistenz des jungen Menschen, d.h. desto geringer ist die zu erwartende Effektivität. Es gilt daher, die durchaus nicht unüblichen Jugendhilfekarrieren zu vermeiden, indem frühzeitig eine adäquate Hilfe gewährt wird (s.o.).

Ressourcenorientierung

Eine stärkere Ressourcenorientierung im Jugendamt und in den Einrichtungen begünstigt die Effektivität wie auch die Nachhaltigkeit der erreichten Effekte. Die Hilfen, bei denen zumindest ein Hilfeplanziel die Förderung einer Ressource anstrebt, erreichen stärkere Effekte als Hilfen mit rein defizitorientierten Zielen. Insofern ist es erfreulich, dass in den letzten zehn Jahren der Anteil von ressourcenorientierten Hilfeplanzielen verdoppelt werden konnte.

Kooperation

Als zentraler Wirkfaktor pädagogischer Arbeit zeigt sich die Kooperation von Eltern und/oder jungem Menschen. Gelingt diese aktive Mitarbeit im Rahmen der Hilfe, verbessert sich die Aussicht auf Erfolg erheblich – unterbleibt sie, ist ein Misserfolg der Hilfe hochwahrscheinlich. Eine notwendige, aber nicht hinreichende Voraussetzung ist die Partizipation von Eltern und jungem Menschen, die jedoch um das stetige Bemühen ergänzt werden muss, eine gelingende Hilfe zur Selbsthilfe zu schaffen.

Mitarbeiter_innenqualifikation

Wird hier ein Minimalstandard unterschritten, steigt die Wahrscheinlichkeit für z.T. drastische Misserfolge an.

Hilfedauer

Für die höherschweligen Hilfen zur Erziehung gilt: Je länger die Hilfedauer, desto ausgeprägter ist im Durchschnitt ihr Erfolg. Dieser Zusammenhang gilt für die meisten dieser Hilfearten bis zu einer Dauer von ca. drei Jahren. Forderungen nach einer generellen Deckelung der Hilfedauer stehen im Widerspruch zu diesen Ergebnissen. Im Einzelfall empfiehlt es sich, die erreichten Effekte insbesondere im ersten Jahr der Hilfe zu reflektieren und zur Hilfeplanung und weiteren Fallsteuerung zu nutzen.

Elternarbeit

Im Rahmen erzieherischer Hilfen erweist sich Elternarbeit – trotz stark differierender Konzepte – als bedeutsamer Wirkfaktor: Hilfen mit Elternarbeit sind signifikant erfolgreicher. Damit gelingt es, das Abbruchrisiko merklich zu reduzieren und die Kooperation der Hilfeadressat_innen – insbesondere der Eltern selbst – erheblich zu steigern.

Neben den beschriebenen Faktoren ist auch bei den nachfolgenden von einem Zusammenhang zur Ergebnisqualität auszugehen: Beziehungsqualität, Bindungsperson, Persönlichkeit und Qualifikation der Fachkraft, Berücksichtigung bisheriger Lebenserfahrungen, Struktur- und Prozessqualität der Einrichtung, soziales Lernen und Bildung, Traumapädagogik, Berufsorientierung und Nachsorge.

Durch zukünftige Studien wird dieser Wirkfaktorenkatalog noch erheblich erweitert und differenziert werden. Bei einer konsequenten Beachtung und Umsetzung dieser Wirkfaktoren durch Jugendämter und Leistungserbringer wäre eine merkliche Qualifizierung der Jugendhilfe zu erwarten, die zu stärkeren adressat_innenbezogenen Effekten führen würde. Dies setzt allerdings einen systematischen Austausch zwischen Wissenschaft und Praxis voraus.

III.3 Nutzung wirkungsorientierter Daten

Wirkungsorientierte Daten können und sollten zur Qualitätsentwicklung wie auch zur Weiterentwicklung der Hilfen zur Erziehung genutzt werden. Von den vielen Nutzungsoptionen werden nachfolgend drei Strategien vorgestellt: 1. Argumentation gegenüber fragwürdigen Praktiken, 2. Erkenntnisgewinn durch Vergleich und 3. Nutzung der Befunde zur Optimierung auf allen Ebenen.

Argumentation gegenüber fragwürdigen Praktiken

Empirisch fundiertes Wissen kann und sollte genutzt werden, um ungeeignete Praktiken aufzudecken und zu hinterfragen. So wurden in den letzten Jahren Strategien eingesetzt, die aus wissenschaftlicher Sicht höchst fragwürdig sind, wie zum Beispiel

- **eine generelle Deckelung der Hilfedauer:**
Sie ist hochproblematisch, da – empirisch belegt – die durchaus beachtliche Effektivität im stationären Bereich erst nach mindestens zwei Jahren erreicht werden kann und im dritten Jahr noch erheblich ansteigt. Die Forderung nach einer pauschalen Deckelung der Hilfedauer schon vor Hilfebeginn auf z.B. maximal achtzehn Monate muss anhand der vorliegenden Ergebnisse zurückgewiesen werden. Vielmehr ist eine am Einzelfall orientierte Vorgehensweise ratsam, um die optimale Dauer einer Hilfe während des Verlaufs zu gewährleisten. Dies führt nicht nur zu besseren Effekten der pädagogischen Arbeit, sondern rechnet sich auch in volkswirtschaftlicher Hinsicht.
- **die Vermeidung von teuren, aber indizierten Hilfen und stattdessen Gewährung günstigerer, aber nicht geeigneter Hilfen:**
Auch diese nicht unübliche Praxis, die den Grundsatz ambulant vor stationär zur Kostenreduktion missbraucht, entbehrt in Anbetracht der aktuellen Daten einer wissenschaftlichen Grundlage und ist zudem auch rechtlich und ethisch äußerst bedenklich. Sie begünstigt den Einstieg in eine sogenannte Jugendhilfekarriere, also das ‚Ausprobieren‘ mehrerer Hilfearten. Solche ‚Karrieren‘ führen meist zu einer Zunahme und Verfestigung der Symptomatik, die – wenn überhaupt – nur noch mit hochschweligen Hilfen reduziert werden kann. Um wirksam und damit auch mittel- und langfristig wirtschaftlich zu handeln, muss daher die Priorität bei der Hilfewahl auf deren

Eignung liegen. Erst bei gleichermaßen geeigneten Hilfen sollten die Kosten als Entscheidungskriterium herangezogen werden.

- Reduzierung der (Personal)Kosten durch den Einsatz nicht qualifizierter Kräfte:**
 Dies betraf in den letzten Jahren in erster Linie die ambulanten Hilfen. Effektstudien zeigen, dass eine diesbezügliche Unterschreitung der Minimalstandards, wie z.B. einer abgeschlossenen einschlägigen Ausbildung, zu einer deutlich reduzierten Effektivität und zu einem erheblichen Anstieg von Misserfolgen führt. Damit verbunden werden in der Folge oft intensive und damit teurere Anschlusshilfen nötig. Was also ursprünglich als Weg zur Kostenreduzierung geplant war, führt mittelfristig nicht selten zu einer Kostensteigerung.
- Verzögerung oder Nicht-Gewähren der Hilfe:**
 Dieses Vorenthalten ist in aller Regel mit einer Zunahme und Verfestigung der Symptomatik verbunden. Eine spätere Hilfe muss sich demnach mit einer kritischeren Ausgangslage und einer mittlerweile älteren Klientel auseinandersetzen – beides erwiesenermaßen negative Wirkfaktoren.

Erkenntnisgewinn durch Vergleich

Werden sämtliche Wirkungsstudien zusammengefasst, kann den Hilfen zur Erziehung eine im Durchschnitt ordentliche Effektivität und Effizienz bestätigt werden. Allerdings verbirgt sich dahinter eine erhebliche Streuung. Aus den überregionalen Datensätzen lassen sich einerseits ‚Good-Practice‘- und sogar ‚Best-Practice‘-Modelle, andererseits aber auch einige ‚Bad‘- und ‚Worst-Practice‘-Beispiele erkennen. Gerade in dieser Unterschiedlichkeit steckt ein nicht zu unterschätzendes Optimierungspotential. Voraussetzung hierfür ist allerdings eine gemeinsame, überregionale Evaluationsplattform. Dieser Wunsch nach einer Vergleichsoption war Ende der neunziger Jahre ein zentraler Grund, dass sich viele Einrichtungen zu einer gemeinsamen Evaluation erzieherischer Hilfen (EVAS) zusammenschlossen. Zwölf Jahre nach Beginn der Evaluation umfasst die bundesweite Stichprobe über 30.000 Fallverläufe (s. Abb. 3), die sich auf das gesamte HzE-Spektrum verteilen.

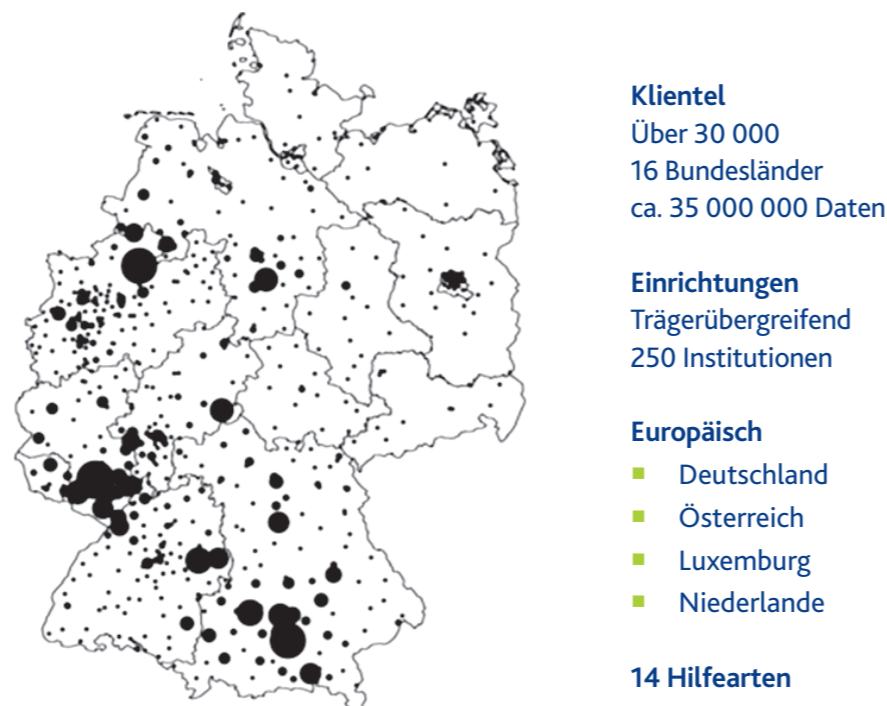


Abb. 3: Regionale Verteilung der EVAS-Stichprobe (Quelle IKJ).

Damit können Einrichtungen ihre Strukturen, Prozesse und vor allem adressat_innenbezogenen Ergebnisse denen vergleichbarer Einrichtungen gegenüberstellen. Dieses Wissen findet in vielen Einrichtungen einfallbezogen Eingang in die Hilfeplanung. Es dient als kritische Reflexion des pädagogischen Handelns im Alltag und es wird für konzeptionelle Änderungen oder Neuausrichtungen genutzt. In vielen Fällen haben Einrichtungen zurückgemeldet, dass sie erst durch diesen überregionalen Vergleich wissen, wo sie stehen und welche Defizite und Stärken sie aufweisen. Einige Einrichtungen berichteten von regelrechten Überraschungen: So schilderte beispielsweise eine große hessische Einrichtung, dass ihr erst durch den Vergleich bewusst wurde, mit welchem schwieriger Klientel sie arbeitet. Eine andere Einrichtung wurde durch die Rückmeldung der Ergebnisse darauf aufmerksam, dass sie in ihren Intensivgruppen weit überdurchschnittliche Effekte erreichen, während sie sich in den Regelgruppen ‚nur‘ im durchschnittlichen Bereich bewegen. Diese Ergebnisse fanden Eingang in die Qualitätsentwicklungsprozesse beider Einrichtungen.

Nutzung der Befunde zur Optimierung auf allen Ebenen

Das durch systematische Evaluationen gewonnene Wissen kann als Entscheidungsgrundlage auf allen relevanten Ebenen in der Jugendhilfe genutzt werden:

- Einzelfallebene**
 Hier können Ausgangssituation, Verlauf und Effekte jeder einzelnen Hilfe adressat_innenbezogen abgebildet werden. Damit liegt ein bisher in dieser Art nicht vorhandenes Instrument zur Steuerung der einzelnen Hilfe vor, das in die Hilfeplanung integrierbar ist. Anhand aktueller EVAS-Auswertungen zeigt sich beispielsweise, dass schon nach einem halben Jahr der spätere Erfolg bzw. Misserfolg der Hilfe reliabel prognostiziert werden kann (s.u.). Ein solches Wissen kann und muss in die Hilfeplanung nach sechs Monaten einfließen.

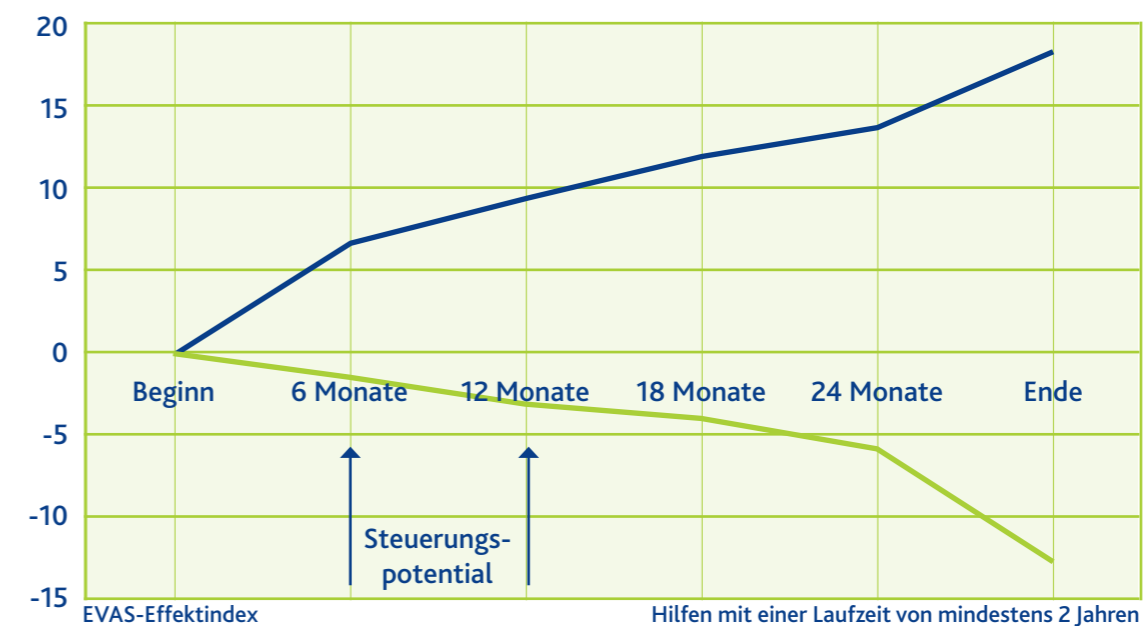


Abb. 4: Effektstärke und Verweildauer positiver und negativer Jugendhilfverläufe (Quelle IKJ).

Nutzung der Befunde

■ Gruppenebene

Die Einzelfalldaten können zu einer Vielzahl von (statistischen) Gruppen zusammengefasst werden. So sind differenzierte Aussagen zu Hilfearten, Bezirken, Einrichtungsgruppen, Klientelmerkmalen (Geschlecht, Nationalität, Alter ...) etc. möglich. Zudem lassen sich Einrichtungsgruppen in einem internen Benchmarking miteinander vergleichen.

■ Organisationsebene

Hier erhält die Einrichtung bzw. das Jugendamt auf einen Blick empirische Befunde zu Klientel, Hilfearten, Hilfedauer, Kosten, Erfolgen, Effizienz etc. Darüber hinaus ist es möglich, die eigenen Ergebnisse mit denen anderer Einrichtungen zu vergleichen und damit eine Stärken-Schwächen-Analyse zu erhalten.

■ Überregionale Ebene und jugendhilfepolitische Ebene

Aufgrund der regionalen Unterschiedlichkeit der Jugendhilfe lassen sich Modelle gelingender, aber auch misslingender Praxis identifizieren und für Optimierungsprozesse nutzen. So konnte z.B. durch die bundesweite EVAS-Stichprobe gezeigt werden, dass sich bayerische Tagesgruppen erheblich von den nichtbayerischen unterscheiden: Sie arbeiten mit einer anderen Klientel, mit anderen Strukturen und Prozessen und vor allem mit anderen Ergebnissen. Disparitäten können demnach als eine nicht zu unterschätzende Chance zum Lernen verstanden werden. Sie wird umso größer, wenn wir Jugendhilfe im europäischen Kontext sehen.

Die Ergebnisse einer solchen, an den Wirkungen orientierten Evaluation können sowohl zur Legitimation als auch nach innen für Optimierungs- und Qualitätsentwicklungsprozesse genutzt werden. Dies kann schrittweise zu geeigneteren und effektiveren Hilfen führen, was nicht zuletzt den benachteiligten jungen Menschen und ihren Familien zugutekäme. Trotz dieses Nutzens wird Wirkungsforschung zuweilen eine ‚technokratische Verobjektivierung‘ von Nutzer_innen vorgeworfen. In diesem Zusammenhang möchte ich abschließend mein eingangs geäußertes Plädoyer wiederholen: Zukünftige Wirkungsforschung sollte wenn möglich nicht nur die direkt ersichtliche und objektiv nachweisbare (Aus-)Wirkung der Hilfe (*effect*), sondern gleichberechtigt auch die subjektive Wirkung bei den Leistungsadressat_innen (*impact*) und die mittelbare Wirkung auf die Gesellschaft (*outcome*) berücksichtigen. Eine solches, breiteres Wirkungsverständnis, das auf sämtlichen relevanten Sichtweisen basiert und damit auch Adressat_innen direkt beteiligt, könnte nicht zuletzt auch dem Vorwurf der ‚Verobjektivierung von Adressat_innen‘ entgegenwirken.

III.4 Erfassung von Wirkungen im pädagogischen Alltag

Wie ist es möglich, Wirkungen im pädagogischen Alltag zu erfassen und zu dokumentieren? Hierzu macht es Sinn, die Methoden der vielen (inter)nationalen Studien zu analysieren. Resümierend lassen sich daraus zehn auch in der Praxis handhabbare Empfehlungen für wirkungsorientierte Evaluationen gewinnen:

Einzelfallebene

Wirkungsmessung ist auf die Einzelebene zu beziehen. Dies ist zwar aufwändig, aber notwendig für harte Daten. Wenn alle Einzelfälle mit dem gleichen (oder einem zumindest kompatiblen) Instrumentarium erhoben werden, können diese Daten durch Zusammenführen (Aggregieren) für alle höheren Ebenen (Gruppe, Einrichtung, Region etc.) nutzbar gemacht werden.

Längsschnittdesign

Um mit einer Evaluation die Wirkungen einer Intervention und damit Veränderungen zuverlässig abbilden zu können, ist ein Längsschnittdesign eine unverzichtbare Voraussetzung. Ein Prä-Post-Design mit zwei Erhebungszeitpunkten zu Beginn und am Ende der Hilfe stellt das Minimum für eine Wirkungsbestimmung dar. Falls die Ergebnisse der Evaluation auch zur Steuerung verwendet werden sollen, müssen weitere Erhebungszeitpunkte eingeplant werden, die in der Regel auch zu einer höheren Reliabilität führen. Bei (teil)stationären Hilfen zur Erziehung empfehlen sich kompatibel zu der Hilfeplanung z.B. halbjährliche Erhebungen.

Prospektive Erhebung

Trotz des höheren Aufwandes ist eine prospektive, hilfebegleitende Datenerhebung notwendig, da sie zu vollständigeren und erheblich zuverlässigeren Daten führt, als rückblickende (retrospektive) Erhebungen.

Ergebnisqualität

Wirkungsforschung muss den Fokus auf Ergebnisqualität richten. Dabei gilt es, Veränderungen nicht nur der Defizite, sondern auch der Ressourcen des jungen Menschen und des Umfelds zu betrachten. Aktuell gewinnt der *Capability Approach* nach Nussbaum und Sen (1993) bei der Operationalisierung von Wirkung zunehmend an Bedeutung. Damit werden die Grundbefähigungen des Menschen erfasst, die nicht nur von den eigenen Fähigkeiten, sondern auch von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen abhängig sind.

Wirkfaktoren

Trotz der Fokussierung auf Ergebnisqualität sind ergebnisrelevante strukturelle und prozessuale Wirkfaktoren zu berücksichtigen.

Nebenwirkungen

Jede Hilfe erzielt nicht nur beabsichtigte (intendierte) Wirkungen, sondern auch Nebenwirkungen (nicht intendierte Wirkungen), die erheblichen Einfluss auf den Erfolg und Misserfolg der Intervention ausüben. Für eine valide Wirkungsmessung ist daher die Erfassung der intendierten wie auch der nicht intendierten Wirkungen unabdingbar.

Wirkungsdimensionen

In der Wirkungsforschung werden – je nach Sichtweise – drei Wirkungsdimensionen voneinander unterschieden:

- **Effect:**
Direkt ersichtliche und objektiv nachweisbare Interventionswirkung; wird durch Fachkräfte bzw. Expert_innen festgestellt; verbreitet in Medizin, Psychologie und Sozialpädagogik (englischsprachiger Raum).
- **Impact:**
Subjektive Wirkung bei Hilfeadressat_innen (junger Mensch bzw. Familie); verbreitet in der Sozialpädagogik (deutschsprachiger Raum).
- **Outcome:**
Mittelbare Wirkung auf die Gesellschaft, z.B. volkswirtschaftliche Effekte und Verringerung der Kriminalität; verbreitet in Ökonomie und Soziologie.

Obwohl die Erfassung aller drei Wirkungsdimensionen wünschenswert ist, beschränken sich wegen des Aufwandes die meisten Studien auf eine oder zwei Dimensionen.

Überregional

Institutionsübergreifende bzw. überregionale Untersuchungen ermöglichen Vergleiche (z.B. Stärken-Schwächen-Analysen) und ein gemeinsames Voneinander-Lernen.

Testgüte

Instrumente, die im Rahmen der Wirkungsmessung zum Einsatz kommen, sollten den international gebräuchlichen Standards zur Testgüte entsprechen. Als Hauptgütekriterien gelten Objektivität (Unabhängigkeit der Ergebnisse des Verfahrens vom Anwender_innen), Reliabilität (Zuverlässigkeit/Genauigkeit der Messung) und Validität (Gültigkeit; wird das gemessen was gemessen werden soll oder etwas völlig anderes).

Wirkungsstudien

Wirkungsstudien können mit unterschiedlichen Untersuchungsdesigns und damit auch mit unterschiedlichen Wirkungsaussagen geplant werden. International wird von folgender Hierarchie zur Zuverlässigkeit von Wirkungsstudien ausgegangen:

- systematische Metaanalysen von randomisierten Kontrollstudien,
- randomisierte Kontrollstudien (Experimentalstudien),
- Quasi-Experimentalstudien,
- Fall-, Kontroll- und Kohortenstudien,
- Pre-Experimentale Gruppenstudien,
- Befragungen und
- qualitative Studien.

Für die zukünftige Wirkungsforschung sind demnach verstärkt Experimentalstudien und Metaanalysen zu fordern. Abschließend sei auch ein Blick auf die von der **DeGEval – Gesellschaft für Evaluation** (2008) entwickelten Evaluationsstandards empfohlen: Danach sollten Evaluationen nützlich, durchführbar, fair und genau sein (ausführliche Beschreibung der Standards unter www.degeval.de).

III.5 Zusammenfassung

Die Wirkungsforschung in den Hilfen zur Erziehung hat in den letzten zwei Jahrzehnten enorme Fortschritte gemacht. Auf der Basis wissenschaftlicher Praxisforschung konnte nachgewiesen werden, dass der Großteil der Maßnahmen in den Hilfen zur Erziehung beachtliche positive Effekte aufweisen. Diese allgemeine Tendenz wurde vertieft durch Detailstudien, die sich mit den Effekten bei spezifischen Klientelgruppen und Hilfearten beschäftigen.

Ergänzt werden diese Ergebnisse durch Untersuchungen, die neben der Effektivität auch Befunde zur Effizienz vorlegen. Kosten-Nutzen-Analysen belegen, dass für die Heimerziehung positive Nutzeffekte in den Bereichen Bildung, Erwerbstätigkeit, Gesundheit und Delinquenz zu beobachten sind. Zu den wichtigsten Faktoren, die die Maßnahmen in den Hilfen zur Erziehung positiv beeinflussen, gehören insbesondere der frühzeitige Maßnahmenbeginn, ein professionelles Diagnoseverfahren zur Unterstützung bei der Auswahl der passenden Hilfeart, eine stärkere Ressourcenorientierung bei der Klientel, eine enge Kooperation mit den Eltern und dem jungen Menschen, die Hilfedauer, die Bezie-

hungsqualität, die Persönlichkeit und Qualifikation der Fachkraft sowie die Berücksichtigung bisheriger Lebenserfahrungen. Darüber hinaus liefern diese Erkenntnisse wichtige Anhaltspunkte zur Optimierung von Geschäftsprozessen sowie zur Qualitätsverbesserung der Einrichtungen in den Hilfen zur Erziehung.

III.6 Übungsaufgaben

1. Benennen Sie Wirkfaktoren, die nach aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnissen einen positiven Einfluss auf den Hilfeverlauf in den Hilfen zur Erziehung ausüben können.
2. Welchen Nutzen haben die Ergebnisse der Wirkungsforschung für den Prozess der Qualitätsentwicklung in den Hilfen zur Erziehung? Erläutern Sie dies an einem praktischen Beispiel.
3. Auf welchen Ebenen können Wirkungen im pädagogischen Alltag erfasst und dokumentiert werden? Erläutern Sie diese Ebenen an einem praktischen Beispiel.

Weiterführende Literatur

DeGEval – Gesellschaft für Evaluation e.V. (Hg.) (2008): Standards für Evaluation. 4. unveränderte Aufl.. Mainz.

Macsenaere, Michael/Esler, Klaus (2013): Was wirkt in der Erziehungshilfe?. München. Reinhardt.

Macsenaere, Michael/Knab, Eckhart (2004): EVAS – Eine Einführung. Freiburg. Lambertus.

IV. Dokumentation der Hilfen und Hilfeprozesse

Mechthild Denzer & Dr. Richard Hammer

IV.1 Auftrag und Bedeutung der Dokumentation/ Evaluation im Prozess der Hilfen zur Erziehung

Das Kinder- und Jugendhilfegesetz (SGB VIII) bildet die rechtliche Grundlage für die Betreuung von Kindern und Jugendlichen in der Gesamtverantwortung von öffentlichen Trägern in Deutschland. Diese sollen gewährleisten, dass zur Erfüllung der Aufgaben die notwendigen Rahmenbedingungen geschaffen werden und eine kontinuierliche Qualitätsentwicklung erfolgt, wie es § 79a vorschreibt. Dazu gehört auch und vor allem die im § 80 vorgeschriebene Jugendhilfeplanung, welche die öffentlichen Träger beauftragt,

„den Bedarf unter Berücksichtigung der Wünsche, Bedürfnisse und Interessen der jungen Menschen und der Personensorgeberechtigten für einen mittelfristigen Zeitraum zu ermitteln und die zur Befriedigung des Bedarfs notwendigen Vorhaben rechtzeitig und ausreichend zu planen.“ (§ 80, Abs. 1)

Dies kann nur durch einen kontinuierlichen Prozess der Qualitätssicherung und Qualitätsentwicklung innerhalb der Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen gewährleistet werden. Unterscheiden wir dabei drei Dimensionen von Qualität, nämlich Struktur-, Prozess- und Ergebnisqualität (EVAS 2005, 4-3), so wird deutlich, dass für das ‚Kerngeschäft‘ der Erzieher_innen

- die Sozialpädagogische Diagnose mit ihren Schwerpunkten der Erfassung von Daten über die Lebenssituation der Betroffenen mit deren Risiken und Ressourcen sowie
- die Dokumentation und die Evaluation

die Grundlage für den gesamten Hilfeprozess darstellt.

Ausgehend von der Beobachtung des jungen Menschen in seinen unterschiedlichen Lebenssituationen (Familie, Schule, Wohngruppe), ergänzt durch Informationen über die Biographie des jungen Menschen erfolgt die Analyse unter Berücksichtigung des Wissens über Entwicklungsverläufe und mögliche Störungsbilder von Kindern und Jugendlichen. Unter Abwägung der vorhandenen Ressourcen bei der Person selbst, im Elternhaus oder im sozialen Umfeld und der Risiken, mit denen der junge Mensch konfrontiert ist, werden in Kooperation mit den Betroffenen Ziele formuliert, deren Erreichen dem jungen Menschen mit Hilfe konkreter Maßnahmen eine Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglichen sollen.

Die Evaluation dieses Prozesses wird die Realisierung der Ziele bestätigen oder zu einem Umdenken und neuem Handeln bzgl. der Zielformulierung und der Maßnahmen führen.

IV.2 Der Hilfeprozess

Der Hilfeprozess kann wie folgt dargestellt werden:

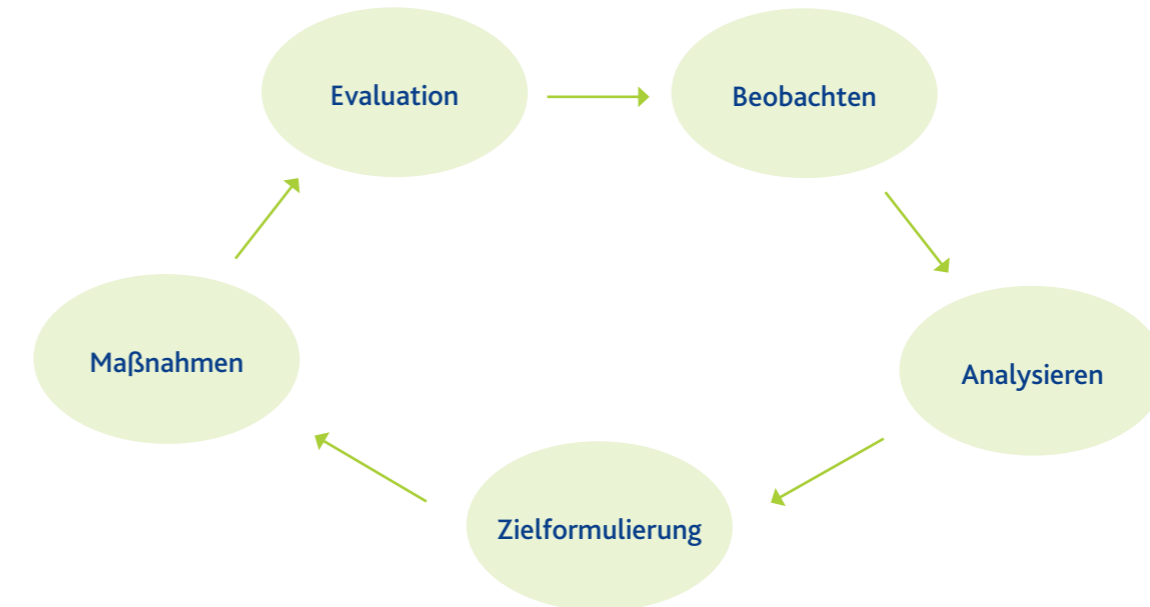


Abb. 1: Der Hilfeprozesse (Quelle KFS).

Im Weiteren wird der Hilfeprozess näher erläutert.

IV.2.1 Beobachtung

Die Beobachtung anderer Menschen mit ihren Aussagen, Körperhaltungen, Gesten und ihrem Gesamtverhalten ist eine alltägliche Methode der Menschen, die ihnen hilft, miteinander zu interagieren. Sie ist ‚naiv‘ und dient dem Menschen, sich eine Vorstellung von seinem Mitmenschen zu machen, sich auf ihn einzustellen und entsprechend angemessene Verhaltensweisen vorzuplanen. Für die Beobachtung innerhalb einer ‚professionellen Gesamtdiagnostik‘ lassen sich folgende Aufgaben ableiten:

- Beobachtung dient dazu, über die Beurteilung der erhaltenen Informationen einen Beitrag zu einem möglichst objektiven Bild (Diagnose, Befund) von seinem Mitmenschen zu liefern.
- Dies geschieht mit der Absicht, aus dem erhaltenen Bild Maßnahmen (Erziehungsmaßnahmen, Förderplan, Therapieplan) abzuleiten, die bei den Diagnostizierten eine positive Veränderung des erhaltenen Bildes bewirken.

Die strukturierte Beobachtung versucht Zufälligkeiten möglichst auszuschließen, um die beobachteten und registrierten Verhaltensweisen quantifizierbar und vergleichbar zu machen. Dazu verfolgt die/der Beobachter_in einen ausgearbeiteten Beobachtungsplan, der festlegt, wer oder was wann, wie und wie oft beobachtet wird (Ereignisstichprobe, Zeitstichprobe). Soll nur ein bestimmter Ausschnitt des Verhaltens beobachtet werden (z.B. Sprache, Motorik, Spielverhalten), dann eignen sich strukturierte Beobachtungsbögen, die eine Vergleichbarkeit für eine spätere Beobachtung des gleichen Kindes oder zwischen den Kindern ermöglichen. Gut überlegt soll auch sein, ob die Beobachtung teilnehmend oder nicht-teilnehmend, ob sie verdeckt oder offen durchgeführt wird.

Beobachtungsfehler

Bei der Dokumentation und Auswertung sind folgende Aspekte als mögliche Beobachtungsfehler zu berücksichtigen:

- Die Wirklichkeit ist eine Konstruktion von Beobachter_innen, d.h. Wirklichkeiten werden von unterschiedlichen Beobachter_innen verschieden wahrgenommen (zu frühe Wertung).
- Diskrepanzen bei Beobachtungen zu verschiedenen Merkmalen werden vermieden, um scheinbar abweichende Einzeleindrücke im Sinne des Gesamtbildes abzuändern (Halo-Effekt).
- Bestimmte Beobachtungen werden erwartet. Ihnen wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet (Erwartungseffekt).
- Beobachtung findet immer in einem Kontext statt. Probleme: zu rasche Abstraktion, Loslösung vom Kontext.
- Verfälschung der sozialen Situation durch die Beobachter_innen: Beobachter_in ist Teil des Systems.
- Die Interpretation der Wahrnehmung wird entscheidend beeinflusst von bisherigen Erfahrungen, Erlebnissen, Informationen, eigener Biographie, spezifischer Lebenswelt, kulturellen Besonderheiten. Das bedeutet, dass die Beobachtung vorstrukturiert ist.
- Die Wahrnehmung hängt auch in einem hohen Maße von der aktuellen Befindlichkeit ab, d.h. von eigenen Wünschen, Sehnsüchten (Identifizierung mit Akteur_innen), der emotionalen Bindungen zum Beobachteten, Erwartungen, Motivation, körperlicher Zustand, Krankheiten.
- Unvertrautheit mit der Gruppenkultur: non-verbale Kommunikation ist in unterschiedlichen Kulturen und Schichten verschieden.
- Missachtung von Hinweisen: das Offensichtliche ist nicht immer das Wesentliche.
- Aufzeichnungen können fehlerhaft sein (sich nicht ‚fesseln lassen‘ von besonderen Ereignissen; die Tendenz, extrem positive wie auch negative Bewertungen auszusparen).
- Missachtung der ‚personalen Würde‘ des Beobachteten: Subjekt-Objekt-Verhältnis.
- Beobachtung darf nicht ‚moralisierend‘ sein.

Beobachtung ist immer interaktionsbezogen – es geht um Beziehungen!

Beobachtung nimmt nicht isolierte Dinge oder Ereignisse wahr, sondern Zusammenhänge und Beziehungen. Diese können verschiedene Formen von Beziehungen sein:

Formen von Beziehungen

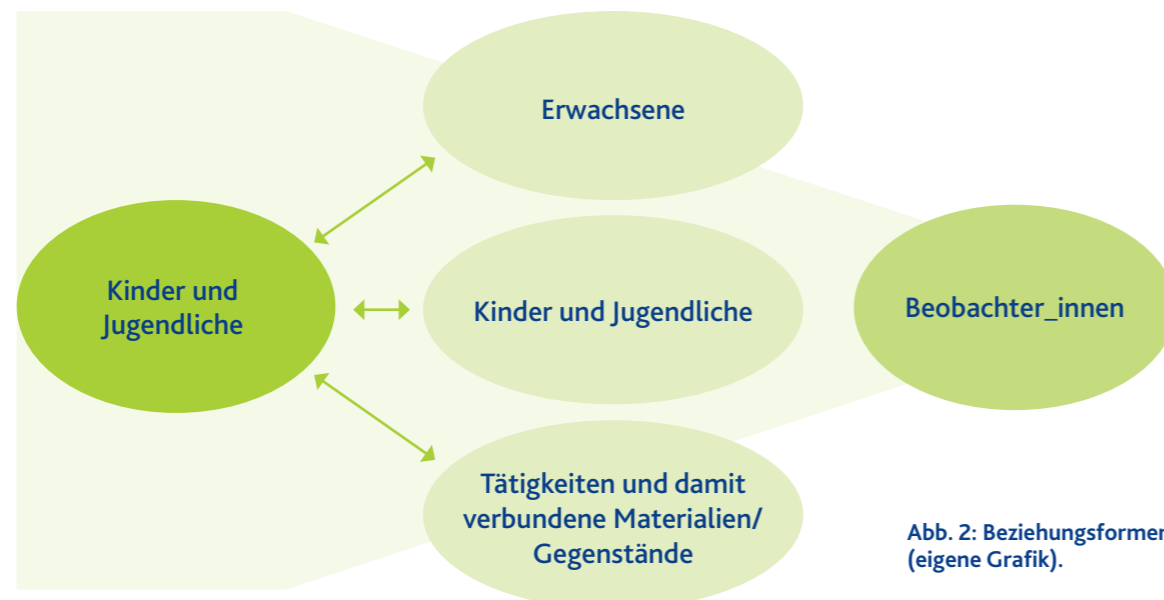


Abb. 2: Beziehungsformen (eigene Grafik).

IV.2.2 Analyse und Hypothesenbildung

Auf der Grundlage der eigenen Beobachtungen und der gesammelten Informationen zur Biographie des jungen Menschen wird eine Analyse über die aktuelle Lebenssituation erstellt, wobei die Rückbindung an Theorien zu Meilensteinen/Entwicklungsverläufen und möglichen Störungsbildern von Kindern und Jugendlichen eine professionelle Basis für diesen Prozess schaffen muss. Einbezogen werden hier auch die Erwartungshaltungen aller Beteiligten.

Als Erzieher_in sollte man sich also folgende Fragen stellen:

- Was sind Anforderungen des Erziehungsplans für das Kind?
- Welches sind seine Fähigkeiten und Fertigkeiten?
- Welches sind die eigenen Stärken, die hier eingebracht werden können?
- Wie sind die räumlichen und zeitlichen Rahmenbedingungen?
- Was sind die eigenen Erwartungen und was erwarten die am Erziehungsprozess Beteiligten von der Maßnahme?

Ausgehend davon werden Hypothesen über mögliche Entwicklungsziele des jungen Menschen formuliert. Dadurch können weitere Informationen für den Erziehungsprozess erzeugt und zugleich neue Denk- und Handlungsmöglichkeiten für die Beteiligten eröffnet werden.

Bei der Hypothesenbildung ist nicht die Richtigkeit, sondern die Nützlichkeit der Hypothesen für die Beteiligten im Hinblick auf eine Problemlösung von Bedeutung. Die Nützlichkeit misst sich an ihrer:

- **Ordnungsfunktion**
Sie soll die vielen Informationen in Bedeutsames und Unwichtiges trennen und so den Weg für eine kognitive Ordnung (zunächst) im Kopf der Erzieher_innen ebnen.
- **Anregungsfunktion**
Hypothesen mit Neuigkeitscharakter sollen erst den Erzieher_innen, dann den Hilfesuchenden neue Sichtweisen anbieten und damit neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen.

Die Inhalte der Hypothesen beziehen sich dabei auf die

- subjektiven Deutungen der Beteiligten (Wie sehen sie ihre Situation? Wie denken sie sich die Zukunft?),
- offenen und versteckten Regeln und Interaktionsmuster ihrer Lebenswelt,
- Bedeutung des ‚Symptoms‘ für sie und ihre Lebenswelt sowie
- möglichen Zukunftsentwürfe von ihnen selbst und ihrer Lebenswelt.

Beobachtung und Beziehung

Analyse Lebenssituation

Hypothesenbildung

IV.2.3 Formulierung von Zielen

Auf der Grundlage der Analyse und der Hypothesenbildung werden für den erzieherischen Prozess Ziele formuliert, die das weitere Vorgehen leiten sollen. Orientierung gibt dafür § 1 Recht auf Erziehung, Elternverantwortung, Jugendhilfe des SGB VIII, in dem es wie folgt heißt:

„(1) Jeder junge Mensch hat ein Recht auf Förderung seiner Entwicklung und auf Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit. [...]“

(3) Jugendhilfe soll zur Verwirklichung des Rechts nach Absatz 1 insbesondere

1. junge Menschen in ihrer individuellen und sozialen Entwicklung fördern und dazu beitragen, Benachteiligungen zu vermeiden oder abzubauen,
2. Eltern und andere Erziehungsberechtigte bei der Erziehung beraten und unterstützen,
3. Kinder und Jugendliche vor Gefahren für ihr Wohl schützen,
4. dazu beitragen, positive Lebensbedingungen für junge Menschen und ihre Familien sowie eine kinder- und familienfreundliche Umwelt zu erhalten oder zu schaffen.“

Daraus entsteht eine Verpflichtung, die eine sorgfältige Auswahl der Ziele verlangt. Als nützliche Formulierung hat sich dabei die Orientierung an der sog. SMART-Formel bewährt. SMART-Ziele sind:

Spezifisch: Die Ziele sind praxisnah formuliert. Sie lassen sich durch W-Fragen konkretisieren: wer, wo, wann, mit wem, wie, was.

Messbar: Die Veränderung des Verhaltens muss beobachtbar sein. Wer wird es als erster erkennen und woran? In welchem Kontext muss es beobachtet werden?

Akzeptabel/aktiv: Wird das Ziel von allen akzeptiert, d.h. von allen Teammitgliedern, aber auch von den ‚Betroffenen‘ (Partizipation!)? Das Ziel sollte auch aktiv formuliert werden, also nicht ‚Du sollst nicht lügen!‘, sondern ‚Du sollst die Wahrheit sagen!‘.

Realistisch: Kann das Ziel mit Hilfe der vorhandenen Ressourcen in dem vorgegebenen Zeitraum erreicht werden?

Terminiert: Für die Überprüfung der Zielerreichung muss ein festes Datum benannt werden.

IV.2.4 Formulierung von konkreten und realisierbaren Maßnahmen

Bei der Festlegung der inhaltlichen Auswahl und der methodischen Vorgehensweise sollten Maßnahmen formuliert werden, die im Rahmen des Hilfekontextes durchführbar und realisierbar sind und die mit großer Wahrscheinlichkeit das Erreichen der Ziele gewährleisten. Dabei sollte sich die/der verantwortliche_r Erzieher_in folgende Fragen stellen:

- Welche Inhalte bestimmen diese Maßnahme? (Gemeinsam mit den Kindern/Jugendlichen festlegen!)
- Welche Informationen und Kenntnisse werden benötigt, um diese Maßnahme kompetent durchführen zu können?
- Welches sind angemessene Methoden für die Erreichung der Zielsetzung?
- Welche Medien und Materialien müssen eingesetzt werden?
- Wie muss der Raum für die Durchführung der Maßnahme gestaltet werden?

- Wie sieht der organisatorische Ablauf insbesondere im Hinblick auf die Zeitstruktur aus?
- Mit welchen Kindern/Jugendlichen wird diese Maßnahme durchgeführt?
- Müssen evtl. weitere Personen zur Unterstützung einbezogen werden?

IV.2.5 Evaluationsmethoden

Für die Überprüfung der Zielerreichung im Hilfeprozess bieten sich verschiedene Methoden der Evaluation an. Alle Beteiligten können nach ihrer Einschätzung befragt werden, wobei ein Interviewleitfaden oder ein Beobachtungsbogen hilfreich sein kann. Der Einsatz von Tests bezogen auf spezifische Bereiche der Persönlichkeitsentwicklung trägt dabei zu einem hohen Maße der Objektivierung bei. Zur Anwendung können dabei die verwendeten Materialien der Analysephase kommen.

Rückblickend auf die unterschiedlichen Planungsschritte und auf die Durchführung der konkreten Maßnahme, werden ggf. folgende Fragen aufgeworfen:

- Waren die anfänglichen Einschätzungen (Analyse) bzgl. Raum, Zeit, Materialien, sozialer Beziehungen und ausgewählter Inhalte stimmig?
- Waren die gesetzten Ziele für die aktuelle Lebenssituation angemessen?
- Welche Ergebnisse konnten im Hinblick auf die formulierten Ziele erreicht werden?
- Entsprach der Verlauf des erzieherischen Prozesses der ursprünglichen Planung?
- Welche Abweichungen gab es?
- Welche Gründe gab es für diese Abweichungen?
- Welche Konsequenzen kann man für die Fortführung der pädagogischen Arbeit im Hilfeprozess ziehen?
- Was könnte beim nächsten Mal anders gemacht werden?

IV.3 Zusammenfassung

Das SGB VIII legt unter anderem fest, dass die Planung und Durchführung von Maßnahmen in der Jugendhilfe die Wünsche, Bedürfnisse und Interessen der jungen Menschen und der Personensorgeberechtigten zu berücksichtigen hat. Um diesen Auftrag zu erfüllen, kommt der Qualitätssicherung und Qualitätsentwicklung innerhalb der Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen eine besondere Bedeutung zu. Im Vordergrund steht eine professionelle Diagnostik und eine kompetente Erfassung von Daten über die Lebenssituation der Betroffenen.

Mittels des Einsatzes kompetenter Beobachtungsverfahren werden Informationen über den jungen Menschen und die Lebensumstände gesammelt und dokumentiert. Einbezogen werden hier auch die Erwartungshaltungen aller Beteiligten.

Im Anschluss werden Ziele und Maßnahmen formuliert, die das weitere Vorgehen leiten sollen. Nach Abschluss der Maßnahmen wird die Zielerreichung im Hilfeprozess auf der Basis anerkannter Evaluationsverfahren überprüft.

IV.4 Übungsaufgaben

1. Welche Bedeutung nimmt die Beobachtung im Hilfeprozess ein?
2. Welche Beobachtungsfehler können auftreten? Konkretisieren Sie diese Fehler an einem praktischen Beispiel.
3. Erläutern Sie die SMART-Formel.

Weiterführende Literatur

- Beller, Kuno/Beller, Simone (2000): Kuno Bellers Entwicklungstabelle. FU Berlin.
- Bertelsmann Stiftung (Hg.)(2005): Guckmal! Gütersloh. Bertelsmann Stiftung.
- Groot-Wilken, Bernd (2009): Bildungsprozesse in Kindergarten und KiTa. Freiburg. Herder.
- Henes, Heinz/Trede, Wolfgang (Hg.) (2004): Dokumentation pädagogischer Arbeit. Frankfurt. IGfH-Eigenverlag.
- Herriger, Norbert (2006): Ressourcen und Ressourcendiagnostik in der Sozialen Arbeit, Düsseldorf. <http://www.empowerment.de/empowerment.de/files/Materialie-5-Ressourcen-und-Ressourcendiagnostik-in-der-Sozialen-Arbeit.pdf>. Letzter Zugriff: 01.03.2014.
- Lipp-Peetz, Christine (Hg.) (2007): Praxis Beobachtung. Berlin. Cornelsen.
- Müller, Burkhard (2009): Sozialpädagogisches Können. Freiburg. Lambertus.
- Schäfer, Gerd E. (o.A.): Beobachten und Dokumentieren als Aufgabe der Bildungsvereinbarung. <https://www.hf.uni-koeln.de/data/eso/File/Schaefer/BeobachtenDokumentierenAufgabeBildungsvereinbarung.pdf>. Letzter Zugriff: 01.03.2014.
- Schwabe, Mathias (2008): Methoden der Hilfeplanung. Frankfurt. IGFH-Eigenverlag.
- Vandenbussche, Els/Laevens, Ferre (2009): Beobachtung und Begleitung von Kindern. Arbeitsbuch zur Leuener Engagiertheits-Skala. Erkelenz.
- Verbeek, Veronika (2006): Trierer Beobachtungs- und Förderbogen. München. Reinhardt.

V. Der Nutzen EDV-gestützter Dokumentation und ihr Einsatz in der Hilfeplanung

Karl-Heinz Adams & Timo Herrmann

V.1 EDV-gestützte Dokumentation und ihr Nutzen

V.1.1 Im Spannungsfeld EDV-gestützter Dokumentation

Auch wenn die EDV-gestützte Dokumentation in der Jugendhilfe längst Einzug gehalten hat, ist sie dennoch nicht unumstritten. Während Befürworter_innen längst die Bereicherung dieser Art der Datenerfassung für ihre tägliche Arbeit sehen, ist es für andere immer noch Zeitverlust, der sie von ihrer ‚eigentlichen‘ Arbeit mit den Klientinnen und Klienten abhält.

In dem Maße allerdings, in dem sich Qualitäts- und Leistungsvereinbarungen in der Sozialen Arbeit etablieren und Entgelte nicht mehr pauschal, sondern leistungsbezogen ausgeschüttet werden, ist man auf eine entsprechende Legitimation des eigenen sozialen Handelns durch eine transparente Dokumentation immer stärker angewiesen.

Dabei stellen sich vor allen Dingen zwei Problemfelder heraus, die in der Eigenart Sozialer Arbeit begründet sind:

- Das „Kundenverhalten“ (Kreidenweis 2012, 96) in der Sozialen Arbeit ist auf eine dynamische Weiterentwicklung der Lebens- und Handlungsentwürfe ausgerichtet. Das bedeutet eine Vielfalt von (oft unvorhersehbaren) Lösungswegen und eine große Komplexität im Prozess des Handelns, die in einem Softwaresystem abgebildet sein müssen.
- Grundsätzlich unterliegt eine solche Software einem „Standardisierungsdilemma“ (Kreidenweis 2012, 96): Eine Vereinheitlichung in der Erfassung der Daten und Prozesse hilft bei einer notwendigen Generalisierung, aber erst ein System, das eine gewisse Offenheit vorsieht, wird möglichst vielen Einzelfällen gerecht.

V.1.2 Vorteile EDV-gestützter Dokumentation

Es ist festzustellen, dass die Entwicklung moderner Dokumentationssysteme in den letzten Jahren weit vorangeschritten ist. Sie verfügen heute über eine hohe Flexibilität und verknüpfen pädagogische oder pflegerische Aspekte mit betriebswirtschaftlichen. Die Vorteile von EDV-basierter Dokumentation liegen auf der Hand:

V.1.2.1 Lesbarkeit, Vollständigkeit und Richtigkeit

In EDV-gestützten Dokumentationssystemen eingefügte Einträge sind zunächst einmal besser lesbar, weil die Nutzer_innen nicht gezwungen sind, kleine Spalten mit einer individuellen Handschrift zu füllen. Stattdessen sind die Einträge – über die Verwendung entsprechender Kürzel – von Anfang an den Verfasser_innen zuzuordnen.

Textbausteine oder Leistungskataloge erleichtern eine größere sprachliche Genauigkeit und sind eindeutiger, Ergänzungsroutinen vervollständigen Zusammenhänge (vgl. Zangerl 2011, 10f.). Digitale Systeme erleichtern ferner eine regelmäßige und kontinuierliche Dokumentation.

V.1.2.2 Zeitersparnis

Informationen lassen sich in einem zentralen Dokumentationsinstrument wie dem PC oder Laptop viel leichter finden, weil sie an einem physischen Ort gebündelt sind. Auch für Teams bedeutet das einen verbesserten Zugriff auf eine gemeinsame Datenbasis. Deren Arbeit kann dadurch effizienter werden.

Einmal digital erfasste Daten lassen sich mehrfach nutzen und sparen dadurch Zeit, da sie nicht jedes Mal neu zu erheben sind.

Arbeitsabläufe wie die Erstellung von Listen, Abrechnungen und Dienstplänen werden beschleunigt, weil in digitalen Dokumentationssystemen automatisierte Bearbeitungsroutinen eingerichtet werden können.

Statistiken können mit geringem Aufwand erstellt werden. Sieht man auf die Notwendigkeit, fachlich und wirtschaftlich relevante Steuerungsinformationen (z.B. Auslastungsquoten, Kosten, Erlöse, Verweildauer) zur Hand zu haben, so lässt sich ebenfalls feststellen, dass diese zeitnah gewonnen werden können, weil der entsprechende Datenbestand vorliegt und nicht erzeugt werden muss.

V.1.2.3 Komplexität und Wirksamkeit

Die Gewährung von Geldern für soziale Projekte ist heute in der Regel an eine sorgfältige Dokumentation gebunden. Digitale Systeme ermöglichen solch eine nachvollziehbare und fachlich fundierte Legitimation für den Einsatz von finanziellen Mitteln.

Das fängt mit einer gut dokumentierten Hilfeplanung an, geht über die Dokumentation des Projektablaufs bis hin zu EDV-gestützten Auswertungsroutinen (Controlling). Insgesamt kann es damit zur Optimierung von und Wirkungsmessung bei Hilfeplanverfahren kommen.

Die geschaffene Transparenz und Vergleichbarkeit der dokumentierten Arbeit fördern auch die gesellschaftliche Akzeptanz Sozialer Arbeit. Müller et al. (2009, 4) schildern in einem Beispiel für die Stadt München aber auch, wie leicht eine solche Transparenz eine Behörde in ‚Erklärungsdruck‘ bringt.

Digital erfasste Datenbestände dienen somit einerseits der Weiterentwicklung lokaler Konzepte, aber auch globaler Theorien, indem sie Konzepte und Verfahren über den lokalen Bezug hinaus vergleichbar machen.

Dazu werden seit einiger Zeit auch Prozessketten über die Einrichtungsgrenzen hinweg digital abgebildet, die – ähnlich den *clinical pathways* (vgl. Zangerl 2011, 11) im medizinischen Bereich – die vielfältige Arbeit mit speziellen Klient_innen-Typen formulieren und dokumentieren. Die standardisierte Berichterstattung gegenüber den Auftraggebern bzw. den Kostenträgern wird dadurch ebenso erleichtert wie die Angebotssteuerung im Rahmen der Sozial- und Jugendhilfeplanung.

Zeitersparnis

Arbeitsabläufe

Statistiken

Transparenz und
Vergleichbarkeit

V.1.2.4 Datenschutz

Die Speicherung von Personendaten in digitalen Kontexten erfordert immer eine Klärung der Zugriffsrechte auf diese Daten. Diese Rechte sind auf Mitarbeiter_innen- oder Teamebene klar zu formulieren und bieten – bei entsprechender verbindlicher Absprache – einen differenzierten Datenschutz.

V.1.3 Akzeptanz bei Mitarbeiter_innen

Grundsätzlich ist festzuhalten, dass es im Bereich der Sozialen Arbeit keine sinnvolle Programmierung geben kann, ohne dass Softwarehersteller ein Grundverständnis von Sozialer Arbeit mitbringen. Das setzt einen permanenten Abstimmungsprozess zwischen Softwarenutzer_innen und Softwareherstellern voraus.

Technik muss sich den Anforderungen der Situation anpassen, und zwar nicht nur in Bezug auf die Organisation, in der ein solch digitales Erfassungssystem eingesetzt wird, sondern auch in fachlich-ethischer Hinsicht (Wissen um die Komplexität sozialen Handelns). Zangerl (2011, 13) spricht in diesem Kontext von „Anforderungen an die Schnittstellen zwischen Mensch und Maschine“.

Ist ein digitales Informationssystem angeschafft, ist die Akzeptanz zu sichern. Das geschieht zunächst einmal dadurch, dass ein solches System stabil läuft. Dann müssen die Mitarbeiter_innen intensiv eingearbeitet und geschult werden (Anwender_innentraining), was oft durch den Hersteller/Entwickler einer Software geschieht. Dazu reicht ein technisches Handbuch allein nicht aus. Es ist ebenso ein inhaltliches Schulung notwendig, das auch Begriffsdefinitionen enthält, auf die alle zurückgreifen können (vgl. Diers 2004, 9f.). Denn die Fachterminologie ist im Bereich Sozialer Arbeit bei weitem nicht so einheitlich, dass die Begriffe auch einheitlich verwendet würden.

Bewährt haben sich in vielen Fällen Anwender_innenforen, bei denen die Erfahrungen vor Ort gesammelt und in die Entwicklungen und Verbesserungen der Softwaresysteme eingearbeitet werden. Zudem müssen digitale Dokumentationssysteme einen gewissen ‚Komfort‘ bieten, der z.B. Datenanalyse und Standardauswertungen enthält. Sie sollen verwendbar sein, ohne dass jeder Schritt wissenschaftlich begleitet werden muss.

V.1.4 Zwischenfazit

Auf die komplexen Zusammenhänge sozialen Handelns wurde weiter oben bereits hingewiesen. Sie zeigen wohl auch die Grenzen des Einsatzes von digitalen Dokumentationssystemen in der Sozialen Arbeit auf, weil sich solche Komplexität nicht vollständig von digitalen Systemen erfassen lässt. Andererseits ist Kreidenweis (2004, 5) zuzustimmen, der formuliert:

„Der sozialen Arbeit ist angesichts der heute oft mehr als dürftigen Datenlage schon mit wesentlich weniger anspruchsvollen, aber konsistenten Auswertungen harter Daten wie der durchschnittlichen Verweildauer, der Abbruchquote oder den aufgelaufenen Kosten innerhalb von Maßnahmen geholfen.“

Praktikable Lösungen in diesem Bereich werden sich ihren Platz irgendwo in der Mitte suchen.

V.2 Anwendung EDV-gestützter Dokumentation in der Hilfeplanung

Die Hilfeplanung gemäß § 36 SGB VII ist der zentrale Prozess und das elementare Steuerungsinstrument in den Hilfen zur Erziehung. Hier werden im Idealfall die Strukturen für eine Zusammenarbeit aller am Hilfeprozess beteiligten Personen und Institutionen gelegt und in der Folge weiterentwickelt. Dementsprechend wichtig ist es, dass in den Einrichtungen Strukturen geschaffen werden, die möglichst eng mit der Hilfeplanung verzahnt sind. Softwarelösungen können hier eine wichtige Rolle spielen und helfen, die pädagogischen Mitarbeiter_innen bei der Vorbereitung von Fall- und Hilfeplangesprächen zu unterstützen.

V.2.1 Unterschiedliche EDV-Lösungen in der Hilfeplanung

Grundsätzlich lassen sich zum jetzigen Zeitpunkt zwei verschiedene Arten von IT-Lösungen, die im Rahmen der Dokumentation von Hilfen zur Erziehung und damit auch mit einer gewissen Relevanz für die Hilfeplanung zum Einsatz kommen, unterscheiden.

Zum einen handelt es sich dabei um Softwarelösungen, die in an den Arbeitsplätzen in der Einrichtung auf PCs installiert werden und in der Regel als Client-Server-Lösungen zum Einsatz kommen. Zum anderen gibt es webbasierte Datenbanklösungen, zu deren Nutzung lediglich ein Internet-Zugang und ein gängiger Browser (z.B. Firefox, Chrome, Internet Explorer etc.) vorhanden sein muss.

V.2.1.1 Software-Lösungen innerhalb der Einrichtungen und Dienste

Klient_innen-
verwaltung

Die ersten entsprechenden Programme hatten ihren Ursprung nicht im klassischen Feld der Hilfen zur Erziehung, sondern es handelte sich um mehr oder weniger gelungene Adaptionen von Programmen, die im Pflegebereich, der Krankenhausverwaltung oder der Behindertenhilfe im Einsatz waren. Erst später gab es auch Anwendungen, die speziell für die Hilfen zur Erziehung entwickelt wurden und dementsprechend auch in der Lage waren, die Besonderheiten dieses Feldes der Sozialen Arbeit adäquat abzudecken.

Fast alle dieser Programme gehen von der Klient_innenverwaltung aus und bieten hier einen zum Teil sehr großen Bereich von Stammdaten und weiteren Informationen, die erfasst und verwaltet werden können. Durch die Ablage der Daten auf einem Server kann von jedem Client-PC auf den zentralen Datenbestand zugegriffen und so aktuelle Informationen abgerufen bzw. abgespeichert werden. Selbstverständlich gehören dazu auch die Ziele aus der Festlegung des Hilfeplans, die für jeden jungen Menschen in der Software festgehalten werden.

In der Praxis hat sich dabei eine hierarchische Anordnung von Zielen etabliert. Trotz diverser Qualifizierungen und Initiativen sind die im Hilfeplan festgelegten Ziele meist noch allgemein und bedürfen in der Folge (Erziehungsplanung) einer Verfeinerung und Differenzierung.

Diese Logik findet sich ebenfalls in den meisten Jugendhelfemanagern wieder, es werden demnach Hilfeplanziele und entsprechend heruntergebrochene Unterziele oder gar Operationalisierungen hinterlegt. Darauf aufbauend wird eine Maßnahmenplanung entwickelt. Im Verlauf der Hilfe können nun die durchgeführten Interventionen und Maßnahmen jeweils eingetragen und einem Ziel zugeordnet werden.

Eine dezidierte Rechteverwaltung ermöglicht es übrigens, den Mitarbeiter_innen nur diese Informationen zugänglich zu machen, die auch tatsächlich eingesehen werden dürfen (also bspw. nur von Klient_innen seiner Gruppe), während die Leitungsebene den vollen Umfang an Daten und Programmfunktionalitäten nutzen kann.

Allgemeine
Verwaltung

Neben diesem verwaltungstechnischen Bereich ersetzen solche Softwarelösungen auch die von Hand geführten Gruppentagebücher, Übergabeprotokolle, Terminplaner etc.. Jedes Vorkommnis (egal ob negativ oder positiv) wird festgehalten und kann bestimmten Kategorien zugeordnet werden. Durch die Möglichkeit zur eigenständigen Administration der Software ist es möglich, Begrifflichkeiten zu übernehmen, einrichtungsspezifische Kategorien anzulegen oder sog. Wertevorräte inhaltlich zu ‚befüllen‘. Dies soll den pädagogischen Mitarbeiter_innen durch die vertraute Wortwahl den Umstieg auf IT-gestützte Dokumentation erleichtern und entsprechend die Akzeptanz erhöhen. Neben diesen klient_innenbezogenen Informationen finden sich in diesen Applikationen noch Module für Mitarbeiter_innenverwaltung, Abrechnung, Dienstplanung, Kassenführung etc.. Auf diese soll hier aber nicht eingegangen werden, da sie für die Bedeutung IT-gestützter Verfahren im Kontext der Hilfeplanung nicht relevant sind.

Steht nun die Hilfeplanfortschreibung und die damit verbundene bilanzierende Bewertung der bisherigen Hilfe an, bieten die Programme Unterstützung an. Zum einen kann mit entsprechender Auswertungsfunktion dargestellt werden, welche pädagogischen Prozesse und Interventionen in welcher Häufigkeit zum Einsatz kamen, um definierte Ziele zu erreichen.

Zum anderen bieten Filterfunktionen eine komfortable Suche und Auswertung nach bestimmten Kategorien an. So können beispielsweise alle Einträge in Bezug auf Klient_innen, die der Kategorie ‚Aggression‘ im Gruppenbuch oder der Tagesdokumentation zugeordnet wurden, abgerufen werden und stehen für entsprechende Berichte zur Verfügung. Der Export in die gängigen Textverarbeitungs- oder Tabellenkalkulationsprogramme gehört dabei ebenfalls zum Standard.

Zusätzlich können einrichtungsintern erarbeitete und genutzte Vorlagen hinterlegt werden, die aus dem Heimverwaltungsprogramm auch entsprechend gefüllt werden können. Alle Softwarefirmen bieten hier (unentgeltlich oder gegen Aufpreis) individuelle Beratung und Anpassung an.

Resümierend lässt sich bis hierhin festhalten, dass gängige Jugendhilfeprogramme in Bezug auf den Hilfeplan folgenden wichtigen Nutzen anbieten:

- Vereinbarte Ziele und daraus abgeleitete Maßnahmen sind permanent präsent und abrufbar.
- Such- und Filterfunktionen in allen Freitextfeldern erlauben das schnelle Auffinden von hilfeplanrelevanten Informationen und bieten somit Unterstützung bei der Erstellung von Berichten für das Jugendamt.

V.2.1.2 Webbasierte Lösungen (am Beispiel des Evaluationsverfahrens EVAS)

Neben den beschriebenen Softwarelösungen, die eine Installation in der Einrichtung voraussetzen, gibt es Verfahren, die über eine webbasierte Datenbank realisiert werden. Auch bei diesen Lösungen gibt es verschiedene Verfahren mit einem sehr unterschiedlichen Verbreitungsgrad. Zweifellos am längsten wird das Verfahren EVAS (Evaluation erzieherischer Hilfen) in der Praxis eingesetzt, seit 1999 zunächst in einer Papierversion. Seit 2001 erstmals mit elektronischer Unterstützung und schließlich ab 2004 als Online-Version, die beständig weiterentwickelt wurde und voraussichtlich in 2014 in einer komplett überarbeiteten Variante zur Verfügung stehen wird. Exemplarisch für solche Verfahren soll der Einsatz im Rahmen der Hilfe- und Erziehungsplanung anhand von EVAS beschrieben werden.

EVAS – Design und Auswertungen

Die Grundlage für alle Prozesse, die mit EVAS angestoßen werden können, bildet eine hilfebegleitende (prospektive), einzelfallbezogene Dokumentation von Hilfeverläufen. Das Design ist dabei vergleichsweise simpel (vgl. Abb. 1).

Auswertung

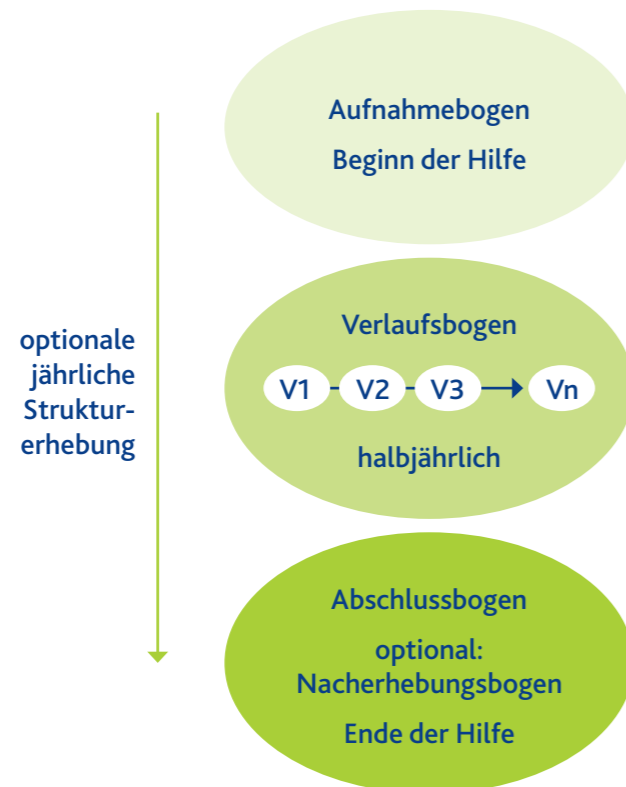


Abb. 1: EVAS-Erhebungsdesign (Quelle IKJ).

Zu Beginn einer Hilfe werden neben soziodemografischen Informationen Daten zur Lebenssituation des jungen Menschen, zu bisherigen Hilfen und Unterstützungsmaßnahmen, Ressourcen und Problemlagen sowie zu den Hilfe- oder Erziehungsplanzielen erfasst.

Im weiteren (halbjährlichen) Verlauf wird erneut die aktuelle Situation mit Ressourcen und Problemlagen in den Fokus genommen. Weiterhin fließen Informationen zu wichtigen Prozessmerkmalen (Interventionen, Kooperation) ein und natürlich eine Angabe zur Zielerreichung sowie neuen Zielen für den nächsten Hilfeabschnitt.

Schließlich werden mit dem Ende der Hilfe zusätzlich Informationen zur Art der Hilfebeendigung und der Situation nach der Hilfe erhoben. Dies geschieht jeweils aus Sicht der beteiligten Fachkräfte. Optional besteht die Möglichkeit auch die Sichtweisen der jungen Menschen selbst, der Sorgeberechtigten und der ASD-Mitarbeiter_innen zu berücksichtigen.

Ergänzt werden diese einzelfallbezogenen Daten durch eine jährliche Erfassung der strukturellen Rahmenbedingungen, unter denen die pädagogische Arbeit stattfindet. Die so gesammelten Informationen werden für die Teilnehmer_innen auf verschiedenen Ebenen ausgewertet (vgl. Abb. 2).

■ **Einzelfallauswertung**

Dies ermöglicht die Entwicklung des jungen Menschen anhand von Tabellen und aussagekräftigen Diagrammen über einen Zeitraum von sechs Erhebungszeitpunkten nachzuvollziehen. Diese Form der Auswertung kann von den Mitarbeiter_innen nach Eingabe von neuen Informationen in die Datenbank direkt über einen Download als PDF-Datei selbst abgerufen werden.

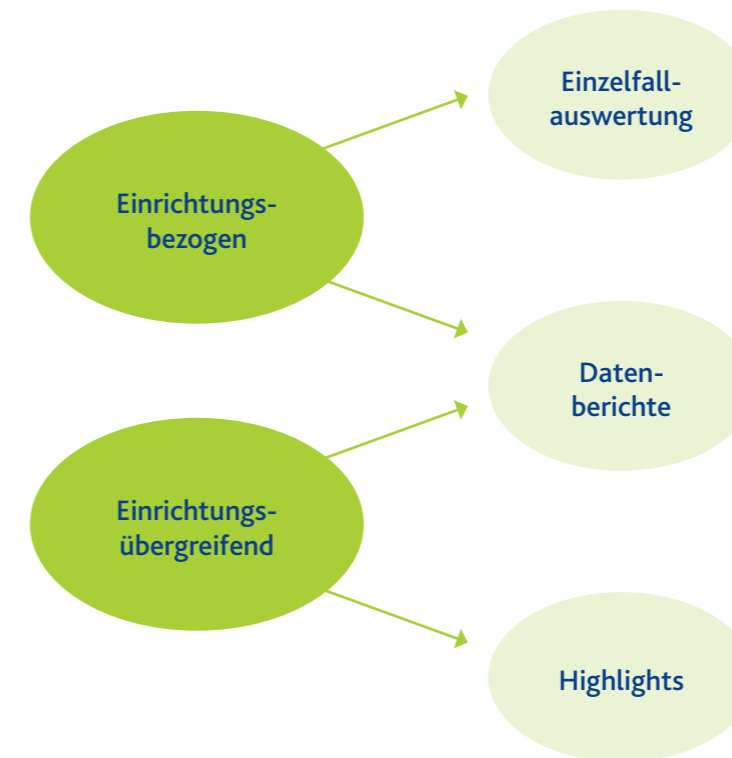


Abb. 2: Übersicht über die verschiedenen EVAS-Berichtsarten (Quelle IKJ).

■ **Datenberichte**

Sie werden einmal im Jahr erstellt und erlauben – aggregiert aus der Summe der Einzelfälle – die Situation der gesamten Einrichtung in den Blick zu nehmen. Zusätzlich hat jede/jeder EVAS-Teilnehmer_in die Chance, die eigenen Ergebnisse mit den entsprechenden Zahlen der bundesdeutschen Gesamtstichprobe zu vergleichen und daraus entweder Rückschlüsse für weitere Optimierung zu ziehen oder Hinweise auf besonders positive Entwicklungen für die Argumentation nach außen zu erhalten.

Standardmäßig werden folgende Berichte erstellt (unter der Voraussetzung, dass verschiedene Hilfearten angeboten werden):

- Alle an EVAS teilnehmenden Einrichtungen und Dienste erhalten den Hilfeartübergreifenden Gesamtbericht, in den alle vorliegenden Daten eingehen.
- Sämtliche Teilnehmer_innen erhalten den Hilfeartübergreifenden Einrichtungsbericht mit den Gesamtergebnissen ihrer Institution (ausgenommen davon sind Einrichtungen, die nur eine Hilfeart anbieten).
- Um Vergleiche zwischen der Einrichtungsklientel und der Gesamtstichprobe getrennt nach den verschiedenen Hilfearten vornehmen zu können, werden Hilfeartspezifische Gesamtberichte erstellt (dazu bietet EVAS 13 verschiedene Hilfeartmodule an).
- Analog dazu erhalten die Teilnehmer_innen mit mehreren Hilfeangeboten den Hilfeartspezifischen Einrichtungsbericht (z.B. für §§ 34, 32 und 31 SGB VIII) und
- jeder dieser Berichte gliedert sich wiederum in drei thematische Teile:
 - Teil A: Situation zu Hilfebeginn,
 - Teil B: Prozessbeschreibung der ersten beiden Hilfejahre,
 - Teil C: Effekte der Arbeit und Situation zu Hilfeende.

Einen Überblick der sich daraus ergebenden Vergleichsmöglichkeiten ist Abb. 3 zu entnehmen.

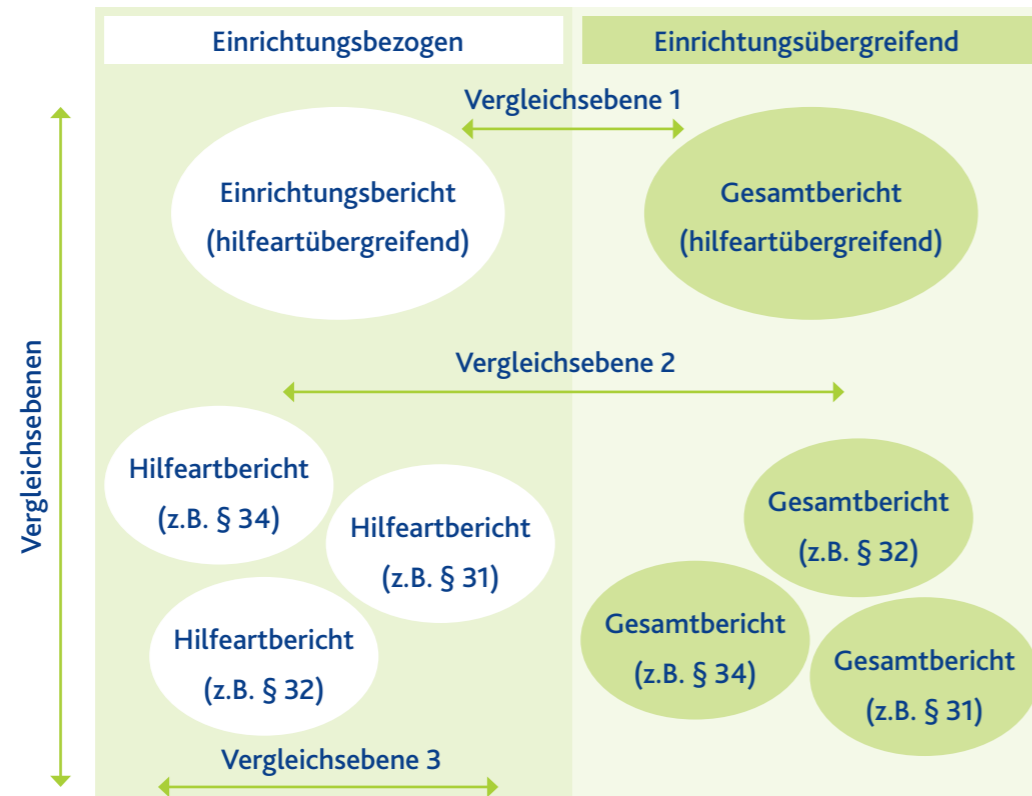


Abb. 3: Vergleichsmöglichkeiten zur Interpretation von EVAS-Auswertungen (Quelle IKJ).

Nutzung von Online-Verfahren im Kontext der Hilfeplanung

Die Akzeptanz eines Dokumentationsverfahrens wie EVAS hängt ganz entscheidend davon ab, wie gut es gelingt, das System in bereits bestehende Arbeitsschritte und -prozesse zu integrieren. Von daher ist es eine unbedingte Voraussetzung, dass EVAS direkt an die Hilfe- und Erziehungsplanung in der Einrichtung gekoppelt wird. Hier können die Sprache und die Kategorien, die durch ein einheitliches Evaluationssystem vorgegeben werden, eine gute Strukturierungshilfe bilden. Sie sorgen dafür, dass über verschiedene Bereiche in der Einrichtung ein gleiches Verständnis von Begrifflichkeiten entwickelt wird.

Dabei geht es nicht darum, individuelle Berichte und Beschreibungen von Entwicklungen durch wenige Kategorien und deren Beurteilungen zu ersetzen, sondern sie als ein ergänzendes, unterstützendes Instrument einzusetzen.

Im Einzelnen kann EVAS an folgenden Stellen in der Hilfeplanung einen wichtigen Platz einnehmen (vgl. auch Tab. 1):

Nutzung von Online-Verfahren

System der Hilfeplanung

EVAS-Bezüge

Hilfebeginn ...	
Anamnese/ Diagnose/ IST-Stand	Erhebung im Aufnahmebogen: <ul style="list-style-type: none"> ■ bisheriger Aufenthalt ■ bisherige Jugendhilfen ■ Aufnahmeanlässe etc. ■ Leistungsbereich ■ Delinquenz ■ Ressourcen ■ Problemlagen
SOLL-Definition	Ziele Kind/Eltern + Prognose
Hilfe-/ Erziehungs-/ Interventionsplanung	
... 6 Monate später	
Bestandsaufnahme Erziehungs-/ Interventionsplanung	durchgeführte Interventionen Kind/Eltern (retrospektiv), Anzahl der Planungsgespräche
IST-Stand/ Überprüfung der Zielerreichung/ Analyse/ Bewertung	Erhebung im 1. Verlaufsbogen: <ul style="list-style-type: none"> ■ Leistungsbereich ■ Delinquenz ■ Ressourcen ■ Problemlagen ■ Kooperationsverhalten Kind/ Eltern ■ Zielerreichungsgrad vorange- gangener Ziele
SOLL-Definition	Ziele Kind/Eltern + Prognose
Hilfe-/ Erziehungs-/ Interventionsplanung	

... 6 Monate später (etc.)	
Bestandsaufnahme Erziehungs-/ Interventionsplanung	durchgeführte Interventionen Kind/ Eltern (retrospektiv), Anzahl der Planungsgespräche
IST-Stand/ Überprüfung der Zielerreichung/ Analyse/ Bewertung	Erhebung im jeweiligen Verlaufsbogen: <ul style="list-style-type: none"> ■ Leistungsbereich ■ Delinquenz ■ Ressourcen ■ Problemlagen ■ Kooperationsverhalten Kind/ Eltern ■ Zielerreichungsgrad vorangegangener Ziele
SOLL-Definition	Ziele Kind/Eltern + Prognose
Hilfe-/ Erziehungs-/ Interventionsplanung	
... Hilfeende	
Bestandsaufnahme Erziehungs-/ Interventionsplanung	durchgeführte Interventionen Kind/ Eltern (retrospektiv), Anzahl der Planungsgespräche
IST-Stand/ Überprüfung der Zielerreichung/ Analyse/ Bewertung	<ul style="list-style-type: none"> ■ Leistungsbereich ■ Delinquenz ■ Ressourcen ■ Problemlagen ■ Kooperationsverhalten Kind/ Eltern ■ Zielerreichungsgrad vorangegangener Ziele ■ Art der Beendigung (+ ggf. Gründe für den Abbruch)
Perspektiven	<ul style="list-style-type: none"> ■ Wohnsituation ■ schulische/berufliche Situation ■ allgemeine Perspektive ■ ggf. Anschlusshilfe + Ziele

Berichtswesen – Gespräche (Erziehungs)Leitung – Gespräche Kind/Eltern
 Gespräche – Teamsitzung – Eigenreflexion – Helferkonferenz
 Tagesdoku – Fallbesprechung – Hilfeplangespräche – etc.

Tab. 1: Zusammenhänge Arbeitssysteme/Hilfeplanung/EVAS (eigene Tabelle).

Aufnahmegespräch

Die Qualität der Eingangsdiagnostik ist die Basis jeder einzelfallbezogenen Hilfestaltung. Da die Leistungserbringer zu diesem Zeitpunkt noch stark auf andere Informationsquellen wie beispielsweise das örtliche Jugendamt, die Eltern und weitere Personen im Umfeld des Kindes angewiesen sind, werden in der Praxis häufig Formulare und Checklisten zur Dokumentation der Informationen herangezogen, wie beispielsweise ein Aktendeckblatt, Stammbblatt oder Erstgesprächsbogen.

Je nach Entwicklungsstand dieser Papiere können Items aus dem EVAS-Aufnahmebogen entweder eine nützliche Ergänzung sein oder für eine sinnvolle Komprimierung von Daten sorgen.

Weiterhin kann der Aufnahmebogen selbst als (gedanklicher) Leitfaden für das Aufnahmegespräch verwendet werden. Der Vorteil liegt im Wechselbezug, d.h. einerseits strukturiert der Bogen das Gespräch und sorgt dafür, dass alle für die Hilfeplanung wesentlichen Informationen angesprochen werden, andererseits können parallel die für EVAS wichtigen Daten unter Einbeziehung aller Beteiligten gewonnen werden.

Im Zuge der Einbindung von EVAS haben viele Teilnehmer_innen insbesondere die Schnittstelle Jugendamt im Vorfeld der Aufnahme stärker in den Blick genommen. So haben sie einen Bogen für ihr Jugendamt entwickelt, der neben anderen auch EVAS-bezogene Informationen abfragt.

Vor-/Nachbereitung des Hilfeplangesprächs

In Verbindung mit der Hilfeplanung sowie der Vor- und Nachbereitung des Hilfeplangesprächs selbst ist EVAS an vielen Punkten anschlussfähig.

Beispiel Vorgespräch junger Mensch: Im Vorfeld des Hilfeplangesprächs ist es in der Praxis üblich, mit dem jungen Menschen ein vorbereitendes Gespräch vor dem Hintergrund Selbstbild/Fremdbild zu führen. Hier werden Fragen besprochen wie: Wo siehst du deine Stärken, wo hast du Schwächen? Erinnere dich an die im letzten Gespräch aufgestellten Ziele: Wie weit sind wir aus deiner Sicht gekommen? Was hast du dazu beigetragen? Was sind deine Ziele für das nächste halbe Jahr? Was kannst du dazu beitragen?

Praktiker_innen haben einen ganz konkreten Anknüpfungspunkt zu EVAS im Item „Ressourcen/ Schutzfaktoren des Kindes/Jugendlichen“ gesehen und hieraus eine Checkliste für die Erstellung eines Selbstbildes entworfen: Die 10 Skalenbereiche des Items werden mit Hilfe der Hinweise im Glossar heruntergebrochen auf für das Kind nachvollziehbare Aussagen. Diese beurteilt es anhand einer Skala von 1–6, den Schulnoten angepasst.

Andere füllen den EVAS-Bogen im Vorfeld des Gesprächs (bis auf die Hilfeplanziele) aus und besprechen den Bogen mit dem jungen Menschen.

Berichtswesen

Werden für das Jugendamt Berichte erstellt, können die EVAS-Items zu jedem Zeitpunkt der Hilfe als Orientierungshilfe für die Berichte (z.B. Entwicklungsberichte) oder Tischvorlagen herangezogen werden. Fehlende qualitative Elemente werden wie gewohnt an entsprechender Stelle ergänzt.

In welcher Reihenfolge die beiden Arbeitsschritte (Bericht erstellen, EVAS-Bogen ausfüllen) auch immer durchgeführt werden: Beides ergänzt sich bzw. das eine kann zur Vorbereitung des anderen

Aufnahme-
gespräch

Vor-/Nachberei-
tung Hilfeplan-
gespräch

Berichtswesen

Tages-
dokumentation

genutzt werden. EVAS muss demnach auch hier keinen Mehraufwand darstellen, sondern fügt sich reibungslos in das bisherige Arbeitssystem Berichtswesen ein. Zusätzlich können Berichte oder Tischvorlagen mit (ausgewählten) Inhalten aus den EVAS-Einzelfallauswertungen ergänzt werden.

Tagesdokumentation

Die im pädagogischen Alltag gewonnenen Informationen werden in der Praxis üblicherweise in Tagesprotokollen festgehalten. Teilnehmer_innen haben EVAS hier zum Anlass genommen, ihr bisheriges System zu überdenken und zu standardisieren, so dass neben qualitativen Aspekten (wie Gruppenatmosphäre, Stimmung des Kindes etc.) auch nützliche EVAS-Informationen eingetragen werden können.

Dies sind vor allem die standardisierbaren und kurz beschreibbaren Elemente wie beispielsweise durchgeführte Interventionen, Schulnoten, Fehlzeiten usw. Neben der Verbesserung des internen Informationsmanagements können gleichzeitig die halbjährlichen EVAS-Erhebungsphasen problemlos überbrückt werden. Zudem kann bei der Tagesdokumentation darauf geachtet werden, die EVAS-Begrifflichkeit zu verwenden, um einerseits die Dokumentation zu vereinheitlichen und andererseits einen fachlichen Sprachgebrauch zu trainieren.

Teamgespräch/Fallbesprechung

Sowohl für die Datenqualität als auch für die Fallarbeit lohnt es sich, die zentralen EVAS-Items (Ressourcen/Schutzfaktoren und Globalbeurteilung, Interventionsbedarfe [Störungen/Diagnosen] und Schweregrad) im Teamgespräch zu besprechen, denn dort bündeln sich alle Informationen aus den unterschiedlichen Arbeitssystemen, werden ausgewertet und es wird das fallbezogene weitere Vorgehen geplant.

Die Notwendigkeit, EVAS ins Team einzubinden, ergibt sich auch aus den Gütekriterien, die an ein diagnostisches Verfahren ganz allgemein gestellt werden und folglich auch für eine (Selbst)Evaluation mit EVAS gelten:

Zunächst geht es um das Bemühen, durch das Einbeziehen verschiedener Beurteilungen zu objektiveren Einschätzungen zu kommen. Die Teamkolleg_innen haben hierbei die wichtige Funktion, korrigierend auf persönliche, emotionale Sichtweisen Einzelner einzuwirken.

Hierbei werden auch Vergleichsmaßstäbe gesetzt, die für eine ausgewogene, über den Einzelfall hinausgehende Beurteilung sorgen. Damit steht das gesamte Team für die Zuverlässigkeit, Genauigkeit und Stabilität der Messergebnisse ein und gewährleistet so einerseits die Qualität der Datenverwertung für die EVAS-Berichte. Für die konkrete Fallarbeit nicht minder wichtig: Die EVAS-Items unterstützen die Verständigung über das aufeinander abgestimmte pädagogische Handeln aller Teammitglieder.

Während des Gesprächs ist das gesamte Team dazu aufgefordert, für ein angemessenes Verhältnis von Durchführungsaufwand und Informationsertrag zu sorgen. Damit in enger Verbindung steht sowohl eine vernünftige Auswahl der zu besprechenden Inhalte als auch eine disziplinierte Gesprächskultur ganz allgemein.

Folgende Aspekte sollten beachtet werden, um das Instrument EVAS möglichst effektiv in der Fallbesprechung nutzen zu können:

- Der Bogen sollte von der Fachkraft, die den konkreten jungen Menschen am besten kennt, vorbereitet werden. Dazu gehört es auch, eine Auswahl der Fragestellungen zu treffen, bei de-

nen das gesamte Team hinzugezogen werden sollte, also wo Klärungs- bzw. Diskussionsbedarf besteht.

- Die fünf zentralen Items zur Ressourcen- bzw. Defizitbeschreibung (Ressourcen/Schutzfaktoren des jungen Menschen, Globalbeurteilung der psychosozialen Anpassung, Problemlagen/Symptombelastung, Störungen/Diagnosen und Schweregrad der Gesamtauffälligkeit) sollten in jedem Fall diskutiert werden, um ein möglichst umfassendes Bild des jungen Menschen zu erhalten.
- Die Glossare, die Hilfestellung zum Verständnis der EVAS-Items und EVAS-Kategorien enthalten, sollten während des Gesprächs zum Nachschlagen bereitliegen.
- Es sollte ein zeitlicher Standard definiert werden, innerhalb dessen EVAS in der Besprechung bearbeitet wird. Stehen Zeitpunkt und Dauer für die Besprechung von EVAS-Bögen fest, stellt sich leichter eine EVAS-Routine und -Tradition ein.

Die Anwendung von EVAS kann die Planung der Hilfe unterstützen. Die geschieht auf unterschiedlichen Ebenen:

- Die Anwendung des Verfahrens führt zu einer einheitlichen Sprache und einem Verständnis von gewissen Begrifflichkeiten und erleichtert so den Austausch.
- EVAS hilft, Fallbesprechungen zu strukturieren.
- Das Verfahren kann zeitlich an die Hilfeplanung gekoppelt werden und ergänzt Berichte für das Jugendamt durch die grafische Aufbereitung der Entwicklung des jungen Menschen in der Einzelfallauswertung.
- Nicht zuletzt dient das Verfahren der Leitung zum Vergleich mit anderen Jugendhilfeanbietern und kann somit für QE-Prozesse, aber auch zur Argumentation z.B. in Entgeltverhandlungen genutzt werden.
- Voraussetzung ist wie bei allen IT-gestützten Verfahren eine gute Integration in bestehende Arbeitsabläufe.

V.2.2 Ausblick

Pädagogische Fachkräfte in den Hilfen zur Erziehung beklagen sich – ob zu Recht oder Unrecht soll an dieser Stelle nicht diskutiert oder bewertet werden – über einen vermehrten Zeitaufwand für Dokumentation und damit einhergehender reduzierter Zeit für die Arbeit mit den jungen Menschen. Gleichzeitig wird sich die Tendenz zum Einsatz von Software zur Klient_innenverwaltung, Abrechnung, Dienstplanung, Kassenführung etc. weiter verstärken.

Ebenso wird es auf Dauer unerlässlich sein, die Strukturen, Prozesse und Effekte der Arbeit so wie es exemplarisch mit EVAS geschieht zu dokumentieren und damit für eine Evaluation nutzbar zu machen.

Hinzu kommt, dass auch die öffentlichen Träger der Jugendhilfe vermehrt standardisiert die Verläufe und Ergebnisse der von ihnen zu verantwortenden Hilfen erfassen möchten und die dazu genutzten Instrumente verpflichtend für die Leistungserbringer vorschreiben.

Um die Beanspruchung der Pädagog_innen zu verringern und eine redundante Erfassung von ähnlichen Informationen in verschiedene Systeme zu vermeiden, muss auf Dauer angestrebt werden, die

Teamgespräch
FallbesprechungEffektivität
von EVAS

Vorteile EVAS

verschiedenen Applikationen durchlässiger und untereinander kompatibel zu gestalten. Voraussetzungen dafür sind:

- Die verschiedenen Anbieter müssen Schnittstellen zu ihren Programmen anbieten und so technisch den Datenfluss ermöglichen.
- Die Einführung von Softwarelösungen bei freien und öffentlichen Trägern muss im Dialog erfolgen und im Idealfall so gestaltet werden, dass bisher genutzte und eingeführte Verfahren nicht einfach abgelöst, sondern ggf. ergänzt oder modifiziert werden. Dies kann aber nur realisiert werden, wenn die Programme entsprechend flexibel und adaptierbar sind. Die Überarbeitung von EVAS geht genau in diese Richtung und trägt damit dem Aspekt Rechnung, dass Hilfen zunehmend flexibler und individueller ausgestaltet werden.
- Ein weiterer Aspekt betrifft die zukünftige Ausbildung der pädagogischen Fachkräfte. Es ist unbestritten, dass im Vordergrund der schulischen oder universitären Ausbildung die Pädagogik mit all ihren Facetten stehen muss. Allerdings muss den angehenden Pädagog_innen der Nutzen und die Wichtigkeit von Dokumentation, Evaluation und der Einsatz von Softwarelösungen vermittelt werden. Spätestens bei Antritt der ersten Arbeitsstelle werden sie mit dieser Thematik konfrontiert. Mit einer entsprechenden Vorbereitung während der Ausbildung steigt die Akzeptanz für Dokumentation und Computereinsatz und gleichzeitig sinkt der zeitliche Anteil, der dann im Beruf für die Einarbeitung in dieses Feld benötigt wird.

V.3 Zusammenfassung

Soziale Arbeit bietet für den Einsatz digitaler Dokumentationsprogramme immer die Schwierigkeiten, dass zum Einen dynamische Veränderungen in Lebenskonzepten nur schwer erfassbar sind und zum Anderen jegliche digitale Datenerfassung eine Vereinheitlichung anstrebt, die nicht allen Einzelfällen gerecht werden kann. Dennoch hat sie sich in den letzten Jahren auch in diesem Bereich durchgesetzt.

Das liegt an den Vorteilen EDV-basierter Dokumentation. Auf einer pragmatischen Ebene sind digital erfasste Einträge lesbarer und vollständiger. Zudem ist der Zugriff auf einmal angelegte Datensätze leicht – auch unter verschiedenen Suchroutinen – möglich.

Insgesamt ist die Wirksamkeit solcher Daten hoch, weil sie sowohl zur Hilfeplanung als auch zur Legitimation verwendeter finanzieller Mittel herangezogen werden können. Das bezieht sich sowohl auf lokale als auch auf globale Konzepte.

Gleichzeitig muss ein entsprechender Datenschutz durch die Klärung der Zugriffsrechte im Blick sein. Wird EDV-gestützte Dokumentation in Einrichtungen eingeführt, ist es wichtig, bei den Mitarbeiter_innen die notwendige Akzeptanz herzustellen. Das geschieht durch entsprechende Schulungen, Handbücher und Rückmeldemöglichkeiten, aber auch durch grundsätzliches Nachdenken über die Rolle der Technik im Kontext sozialen Handelns.

Auf dem Markt befindliche Softwarelösungen – egal ob dezentrale Programme in der Einrichtung oder Dokumentations- und Evaluationstools als webbasierte Datenbanken – bieten vielfältige Unterstützung im Zusammenhang mit der Hilfeplanung.

Dabei stellt sich nicht unbedingt die Frage nach dem ‚entweder – oder‘, sondern es kann der Einsatz beider Varianten sinnvoll sein: Software zur täglichen Dokumentation und Klient_innenverwaltung, ergänzt um ein Evaluationstool, das im Einklang mit dem Rhythmus der Hilfeplanung eine Beurteilung des Entwicklungsverlaufes des jungen Menschen anhand von Ressourcen und Defiziten gewährleistet.

Um den Aufwand für Dokumentation erträglich zu halten, sind zwingende Voraussetzungen, neue Verfahren und Methoden an bestehende Systematiken zu koppeln oder diese sogar abzulösen sowie kritisch zu prüfen, wo Daten doppelt erhoben werden. Ebenso müssen die Themen Dokumentation, Evaluation und IT eine größere Bedeutung in der Ausbildung der Pädagog_innen bekommen.

V.4 Übungsaufgaben

1. Gewichten Sie die Vorteile der EDV-gestützten Dokumentation im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe und begründen Sie Ihre Gewichtung.
2. Erklären Sie, warum der Blick auf die Akzeptanz bei den Mitarbeiter_innen bei der Einführung einer EDV-basierten Dokumentation wichtig ist.
3. Erklären Sie, was mit „Standardisierungsdilemma“ im Kontext dieser Art von Kommunikation gemeint ist und nehmen Sie begründet zu der Frage Stellung, inwieweit man einem solchen Dilemma entkommen kann.
4. Welche unterschiedlichen Arten von IT-gestützter Dokumentation im Kontext der Hilfeplanung lassen sich unterscheiden?
5. Stellen Sie den Nutzen der beiden unterschiedlichen Arten dar und skizzieren Sie die wesentlichen Unterschiede.
6. Welche Voraussetzungen müssen erfüllt sein, damit die Einführung eines elektronischen Verfahrens möglichst wenig als Belastung durch die Mitarbeiter_innen erlebt wird?

Weiterführende Literatur

Diers, Hansjörg (2004): EDV-gestützte Dokumentation im FSTJ – Softwareentwicklung und Softwareeinführung im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlichem Auswertungsinteresse und Nutzen für die Anwender/-innen. In: FSTJ-Newsletter 8/2004, S. 7-10.

Elling, Astrid (2004): Meine Erlebnisse mit „Horizont“. In: FSTJ-Newsletter 8/2004. S. 12.

Kreidenweis, Helmut (2004): IT-gestützte Dokumentation – Entwicklungen, Chancen und Grenzen moderner Softwaresysteme. In: FSTJ-Newsletter 8/2004. S. 3-6.

Kreidenweis, Helmut (2012): Lehrbuch Sozialinformatik. 2. Aufl.. Baden-Baden. Nomos 2012.

Müller, Christian/Meier, Brigitte/Dietl, Verena (2009): Wirksamkeit in der Jugendhilfe. Produkt 60.221 vom 13.08.2009. Sozialreferat. Stadtjugendamt. München.

Zangerl, Albert (2011): Die EDV-gestützte Pflegedokumentation. Chancen und Risiken, Abschlussarbeit zur Erlangung des Diploms für Intensivpflege mit Berechtigung zur Anästhesiepflege. Zams.

IV. Grundbegriffe der Statistik

Katharina Gries & Jana Wirz

VI.1 Einleitung

VI.1.1 Warum Statistik?

Statistik als wissenschaftliche Methodenlehre informiert über zahlenmäßig erfassbare Massenerscheinungen in Form von Tabellen und Diagrammen und beschäftigt sich somit mit

- Massenerscheinungen, also häufig auftretenden Ereignissen,
- die zahlenmäßig zu erfassen sind (Holland/Scharnbacher 2010, 2).

Ein Beispiel aus dem Marburger Express verdeutlicht, dass mit Statistiken alle Aussagen, auch die Gegenteiligen, bewiesen werden könnten. So heißt es hier:

„Bis in die 70er Jahre starben 20% der herzkranken Kinder in den ersten Lebensjahren. Heute überleben 80%.“

Obwohl die Aussage vermutlich eine verbesserte medizinische Versorgung von herzkranken Kindern suggerieren möchte, ist diese nicht gegeben, denn konsequenterweise müssen 80% überleben, wenn 20% sterben (Benesch 2013, 1f.).

Trotz oder gerade wegen der Bedeutung, die statistische Ergebnisse in Politik, Medien, Wissenschaft und Gesellschaft einnehmen, ist es daher für den Alltag sehr nützlich zu wissen, wie diese Ergebnisse zustande kommen. Doch nicht nur für das alltägliche Handeln ist ein adäquater Umgang mit statistischem Material wichtig. Gerade in einem professionellen Arbeitsumfeld kann die Statistik Informationen liefern, auf deren Grundlage Entscheidungen getroffen werden können. Der Statistik kommt in diesem Kontext die Aufgabe zu, die Qualität von Entscheidungen zu verbessern (Holland/Scharnbacher 2010, 3).

VI.1.2 Warum Statistik für Erzieher_innen?

Neben der Unterstützung zur Entscheidungsfindung können statistische Daten die Wirklichkeit beschreiben und Zusammenhänge und Strukturen aufdecken. Für eine Einrichtung der Kinder- und Jugendhilfe bedeutet dies, dass z.B. statistische Auswertungen auf der Ebene der Kinder zum einen deren Entwicklung während der Maßnahmen nachvollziehbar machen. Zum anderen liefert Statistik wichtige Informationen z.B. zu besonders effektiven Interventionen oder zu Wirkfaktoren der Hilfe.

Auf dieser Grundlage können Entscheidungen für weitere Hilfeplanziele für das Kind getroffen werden. Daten zu den Kindern regen in diesem Kontext einen Reflexionsprozess an, der zu einer verbesserten Qualität der pädagogischen Arbeit beiträgt. Zum anderen können sich Einrichtungen aber auch mit den Daten, die sie für ihre Arbeit gewonnen haben, vergleichbar mit anderen Einrichtungen machen und ihre Stärken und Schwächen besser abschätzen. Auch damit wird eine wichtige Grundlage für die Qualitätsentwicklung in der Einrichtung gelegt.

VI.2 Empirische Sozialforschung

Bevor wir unseren Blick auf die statistische Methodenlehre und die wichtigsten Grundbegriffe lenken, soll vorab der Rahmen, in dem diese ihre Anwendung finden, kurz erläutert werden. Hierfür werden zunächst der Begriff der empirischen Sozialforschung und anschließend die Vorgehensweisen kurz erläutert.

VI.2.1 Begriffsbestimmung und Ziel empirischer Sozialforschung

Die empirische Sozialforschung stellt „Methoden, Techniken und Instrumente zur wissenschaftlich korrekten Durchführung von Untersuchungen des menschlichen Verhaltens und weiterer sozialer Phänomene“ (Häder 2010, 20) zur Verfügung.

Sie zielt darauf ab, Erkenntnisse über die soziale Realität, wie z.B. Verhaltensweisen von Menschen oder gesellschaftliche Zusammenhänge, zu sammeln (Häder 2010, 20).

Im Allgemeinen werden in der empirischen Sozialforschung quantitative und qualitative Forschungsmethoden unterschieden.

VI.2.2 Quantitative und qualitative Methoden empirischer Sozialforschung

Quantitative und qualitative Sozialforschung unterscheidet sich hinsichtlich der zugrundeliegenden Annahmen.

Das Ziel des quantitativen Ansatzes ist es, vom Individuum unabhängig vorhandene Strukturen und Regeln zwischen Sachverhalten aufzudecken, indem soziale Begebenheiten operationalisiert und damit messbar gemacht werden, um anschließend statistisch analysiert zu werden. Das qualitative Vorgehen zielt hingegen auf das Verstehen menschlichen Verhaltens ab. Während die quantitative empirische Forschung einem analytisch-nomologischen Wissenschaftsverständnis folgt, ist die qualitative Forschung durch eine interpretative, verstehende Herangehensweise geprägt (Häder 2010, 67f.).

Aus diesen verschiedenen Grundannahmen ergeben sich unterschiedliche methodische Vorgehensweisen der quantitativen und qualitativen empirischen Forschung. So strebt die quantitative Forschung nach hochstandardisierten Verfahren, die den subjektiven Einfluss der zu Untersuchenden minimal halten, damit möglichst objektive Befunde gesichert werden können. Hingegen untersuchen qualitative Methoden einzelne Fälle ausführlich und möglichst intensiv (Häder 2010, 69). Um die Unterschiede der beiden Vorgehensweisen zu verdeutlichen, werden diese in der nachfolgenden Tabelle zusammengefasst:

	Quantitative Forschung	Qualitative Forschung
Hintergrund	<ul style="list-style-type: none"> Naturwissenschaften 	<ul style="list-style-type: none"> Geistes-/Sozialwissenschaften
Erkenntnisinteresse und Gegenstand	<ul style="list-style-type: none"> Erklären kausaler Zusammenhänge Verallgemeinbarkeit von großen Stichproben auf Bevölkerung Daten in quantifizierbarer (zählbarer) Form Hypothesentests 	<ul style="list-style-type: none"> Erforschung von Lebenswelten, Interaktionen und des subjektiven Erlebens Daten in Textform Erzeugen von Hypothesen
Prinzipien des Vorgehens	<ul style="list-style-type: none"> Subjekt als Objekt (Verhalten wird in Zahlen überführt) Standardisiertes, strukturiertes Vorgehen Deduktiv (Schluss vom Allgemeinen auf das Besondere) 	<ul style="list-style-type: none"> Orientierung am Subjekt (Beschreibung und Interpretation des Verhaltens) Offenes, flexibles Vorgehen Induktiv (Schluss vom Besonderen auf das Allgemeine)
Methoden	<ul style="list-style-type: none"> Standardisierte Befragungen (mit Fragebogen) Physiologische/psychologische Messungen Hypothesentests 	<ul style="list-style-type: none"> Offene Befragung, Interview Beobachtung Inhaltsanalyse Biografische Methode
Vorteile	<ul style="list-style-type: none"> Standardisierte und strukturierte Methoden (Wiederholbarkeit) Geringe Kosten und Zeitaufwand Größere Objektivität und Vergleichbarkeit der Ergebnisse 	<ul style="list-style-type: none"> Methode passt sich an Untersuchungsgegenstand an und nicht umgekehrt Betrachtung des Einzelfalls möglich, dadurch tieferer Informationsgehalt
Nachteile	<ul style="list-style-type: none"> Individualität und sozialer Kontext werden nicht berücksichtigt Aufgrund der Strukturierung oftmals keine flexible Untersuchung möglich 	<ul style="list-style-type: none"> Oft nicht repräsentativ Zeit- und kostenintensiv Subjektive Einflüsse (des Forschers) bei der Deutung der Daten
Beispiel	<ul style="list-style-type: none"> Inwieweit besitzen Erzieher_innen die Fähigkeiten und Einstellungen, die für den späteren Berufsalltag notwendig sind? 	<ul style="list-style-type: none"> Wie empfinden Kinder und Jugendliche eine bestimmte Hilfemaßnahme?

Tab. 1: Überblick über einige Merkmale der quantitativen und qualitativen Methoden der empirischen Sozialforschung (eigene Tabelle).

Statistische Methoden werden vor allem im Rahmen der quantitativen Sozialforschung während der Datenanalyse (Auswertungsphase) genutzt. Sie sind also eingebettet in einen Forschungsprozess, der aus unterschiedlichen Arbeitsschritten wie der Datenerhebung, der Datenaufbereitung und der Datenanalyse besteht.

VI.3 Grundbegriffe der Statistik

Es wurde deutlich, dass statistischen Untersuchungen eine Reihe von Aufgaben zukommt. So sollen diese die Wirklichkeit beschreiben, Zusammenhänge und Strukturen aufdecken und auf diesem Wege die Qualität von Entscheidungen verbessern. In einem professionellen Umfeld wie der Kinder- und Jugendhilfe können statistische Untersuchungen den Reflexionsprozess anregen, Schwächen und Stärken in der Erbringung von Leistungen aufdecken und damit zu einer besseren Qualität eben jener führen.

Auch wurde ersichtlich, dass die eigentliche statistische Auswertung nur eine Phase eines längerfristigen, quantitativ ausgelegten Forschungsprozesses darstellt, der aus unterschiedlichen Arbeitsschritten besteht. Um einfache Statistiken in Form von Tabellen und Grafiken deuten zu können, soll nachfolgend eine kurze Einführung in die statistische Methodenlehre und grundlegende Begriffe gegeben werden.

VI.3.1 Statistische Methodenlehre

Die statistische Methodenlehre unterscheidet zwei Bereiche, die deskriptive, auch beschreibende Statistik und die induktive, auch schließende Statistik:

- Die deskriptive Statistik liefert Methoden zur Erhebung, Systematisierung und Beschreibung eines umfangreichen Datenmaterials. Häufig werden hier die erhobenen Daten in Grafiken und Tabellen dargestellt.
- In der induktiven Statistik kommen Verfahren zur Anwendung, die es erlauben, von Stichproben, also von Daten, die nur für einen Teil der Gesamtmenge erhoben wurden, auf die Gesamtheit zu schließen. Diese Schlüsse basieren auf statistischen Tests und Wahrscheinlichkeitsrechnungen (Bankhofer/Vogel 2008, 4; Benesch 2013, 6f.; Holland/Scharnbacher 2010, 3).

deskriptive und induktive Statistik

VI.3.2 Grundgesamtheit, Stichprobe und Merkmal

Jede statistische Erhebung beruht auf den beiden grundlegenden Begriffen der Grundgesamtheit und des Merkmals. Die Grundgesamtheit bezeichnet in einer statistischen Untersuchung die Menge von Objekten oder Individuen, auch Beobachtungs- bzw. Untersuchungseinheiten genannt, von denen mindestens eine Eigenschaft untersucht werden soll.

Bei einer Teilerhebung spricht man von einer Stichprobe. Diese wird folgendermaßen definiert:

„Eine Stichprobe stellt eine Teilmenge aller Untersuchungsobjekte dar, die die untersuchungsrelevanten Eigenschaften der Grundgesamtheit möglichst genau abbilden soll.“ (Bortz/Schuster 2010, 80)

Stichprobe

Dabei wird von der Verteilung der Merkmale der Stichprobe auf die Verteilung in der Grundgesamtheit geschlossen. Dies ist zwar nur eine Schätzung der Verteilung der Merkmale in der Grundgesamtheit, jedoch kann diese durch eine Wahrscheinlichkeitsrechnung genau berechnet und konkretisiert werden (vgl. Bucker 1999, 22).

Damit mit Hilfe einer Stichprobe gültige Aussagen über die Grundgesamtheit getroffen werden können, muss die Stichprobe repräsentativ sein. Dabei bedeutet repräsentativ, dass sie der Grundgesamtheit in ihrer Zusammensetzung möglichst stark ähnelt (vgl. Bortz/Döring 2006, 397).

Oft wird auf eine Stichprobe zurückgegriffen, da eine Vollerhebung langwierig und zu teuer bzw. auch gar nicht möglich wäre (vgl. Atteslander 2008, 257).

In der nachfolgenden Abbildung sind die Beziehungen zwischen den Begriffen Grundgesamt, Stichprobe, Untersuchungseinheit sowie deskriptive und induktive Statistik dargestellt:

Grundgesamt-
heit und
Stichprobe

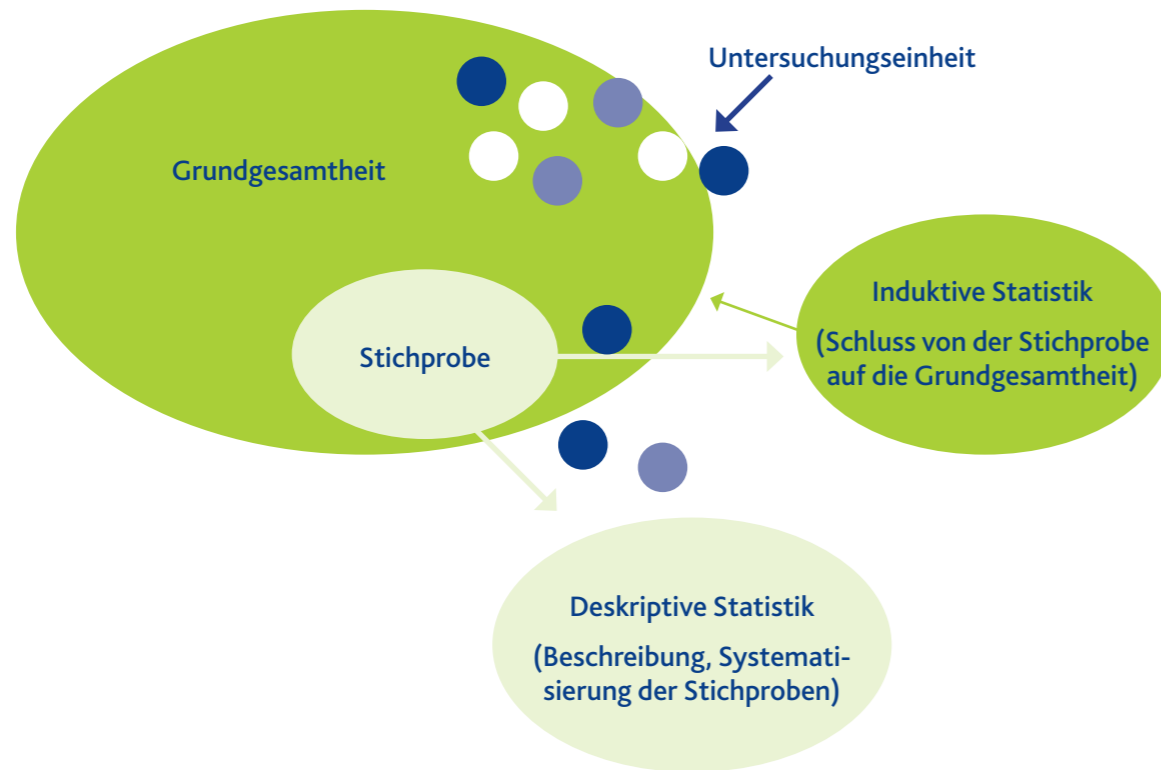


Abb. 1: Die Beziehung zwischen den Begriffen Grundgesamtheit, Stichprobe, Untersuchungseinheit, deskriptive und induktive Statistik (Quelle IKJ).

Untersuchungs-
einheiten und
Merkmale

Untersuchungseinheiten können z.B. Personen, Tiere, Pflanzen, Haushalte und Krankenhäuser sein. Die zu untersuchenden Eigenschaften werden als Merkmale bezeichnet.

Daher findet sich auch oft der Begriff Merkmalsträger für Untersuchungs- bzw. Beobachtungseinheit, der synonym zu diesen gebraucht wird.

Die Untersuchungseinheit Person kann im Hinblick auf Merkmale wie Geschlecht, Körpergröße, Alter und Körpergewicht untersucht werden. Die Merkmalsausprägung dieser Eigenschaften kann bei Geschlecht männlich und weiblich, bei Körpergröße die Ausprägungen 165 cm, 180 cm usw., bei Körpergewicht 55 kg, 65 kg etc. sein.

Zur Messung der Merkmalsausprägungen werden unterschiedliche Skalen herangezogen. Verschiedene statistische Methoden setzen ein bestimmtes Skalenniveau voraus. Diese umfassen:

- Nominalskala, die verwendet wird, um eine einfache Klassifizierung, die zwischen gleich und nicht gleich unterscheidet, darzustellen, wie Haarfarbe und Religionszugehörigkeit,
- Ordinalskala, durch die eine Rangfolge abgebildet werden kann, jedoch die Relationen zwischen den Messwerten nicht interpretierbar sind, z.B. Demokratiezufriedenheit,
- Intervallskala, deren Abstände zwischen den Messwerten gleich groß und somit interpretierbar sind wie Temperaturangaben in Celsius oder Geburtsjahr,
- Ratioskala, die es zusätzlich ermöglicht, das Verhältnis zweier Werte zu interpretieren, z.B. Einkommen (Häder 2010, 97ff.).

In der nachfolgenden Abbildung sind die Beziehungen zwischen den Begriffen Untersuchungseinheit, Merkmal, Merkmalsausprägung und Skala zusammengefasst:

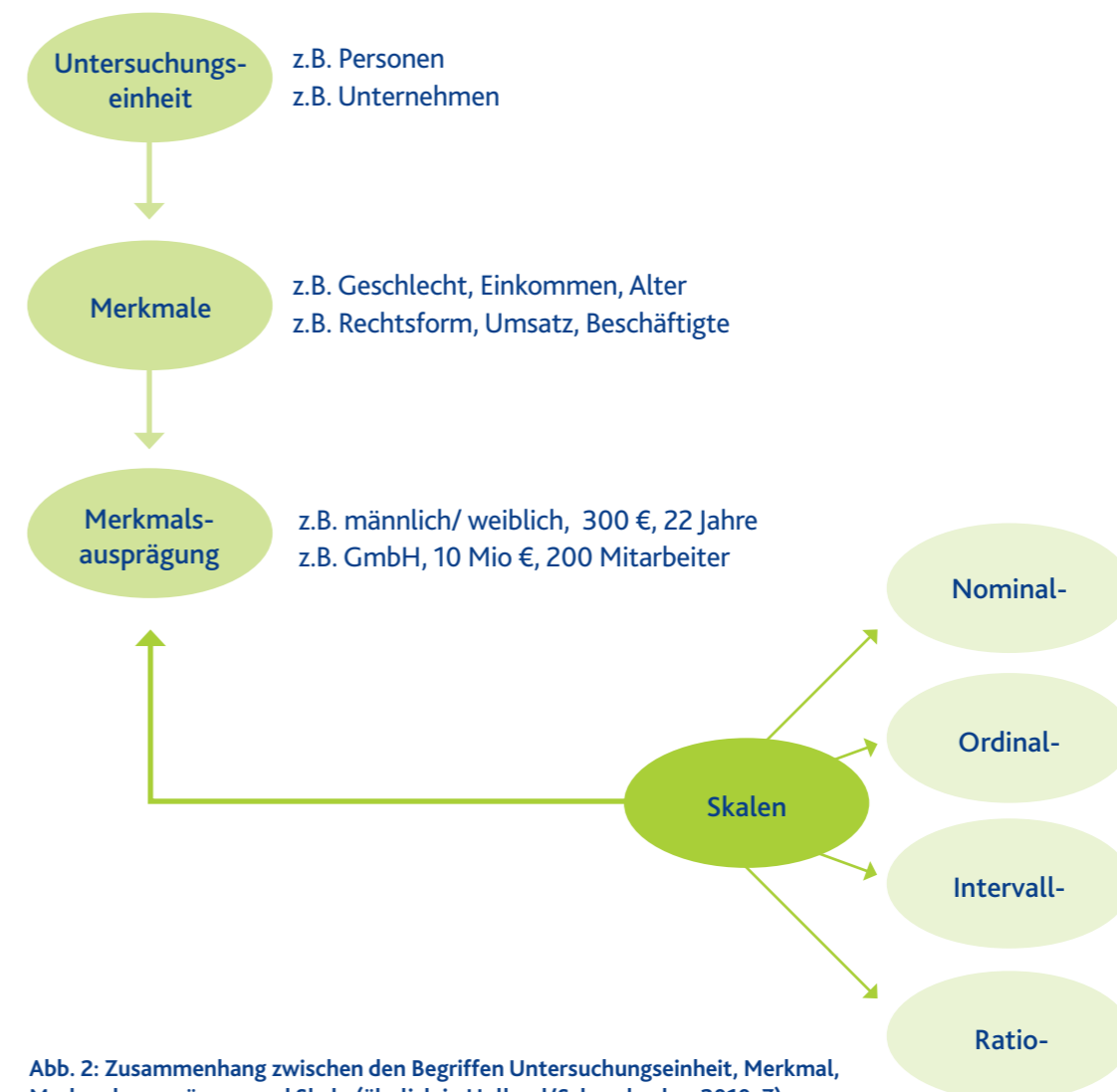


Abb. 2: Zusammenhang zwischen den Begriffen Untersuchungseinheit, Merkmal, Merkmalsausprägung und Skala (ähnlich in Holland/Scharnbacher 2010, 7).

VI.3.3 Statistische Maßzahlen

Als eine wesentliche Aufgabe der deskriptiven Statistik gilt die Beschreibung und Darstellung der Häufigkeitsverteilung von bestimmten Merkmalen. Diese bildet die Gesamtheit aller absoluten oder relativen Häufigkeiten der gemessenen Werte ab und lässt sich in Form von Häufigkeitstabellen und Grafiken (Histogramme, Kreisdiagramme etc.) veranschaulichen.

Tabellen und Diagramme bieten einen ersten Überblick über die Struktur einer Häufigkeitsverteilung im Hinblick auf ein bestimmtes Merkmal.

Mithilfe von statistischen Maßzahlen können wesentliche Informationen und Besonderheiten über diese Verteilungen gewonnen bzw. auch kleinere Unterschiede sichtbar gemacht werden.

Außerdem können sie Häufigkeitsverteilungen miteinander vergleichbar machen.

Statistische Maßzahlen werden in Lage-, Streuungs- und Formmaße unterteilt (Holland/Scharnbacher 2010, 43). Nachfolgend werden Lage- und Streuungsmaße vorgestellt, die in einer knappen Tabelle noch einmal zusammengefasst werden:

Statistische Maßzahlen	
Lagemaße (Mittelwerte)	Streuungsmaße
Lagemaße geben über die zentrale Tendenz einer Verteilung Auskunft.	Streuungsmaße geben Auskunft darüber, wie nah die Werte einer Verteilung am Mittelpunkt liegen bzw. wie weit sie von dieser streuen.

Tab. 2: Statistische Maßzahlen (eigene Tabelle).

VI.3.3.1 Lagemaße

Lageparameter bezeichnen eine Stelle auf der Messskala, um die herum ein Merkmal X seine Werte im Mittel annimmt. Daher werden sie häufig auch einfach Mittelwerte genannt (Bankhofer/Vogel 2008, 27). Sie beschreiben die zentrale Lage bzw. die zentrale Tendenz einer Verteilung. Die im Anschluss vorgestellten Lagemaße (oder Mittelwerte) umfassen den Modus, Median und das arithmetische Mittel.

Modus

Der Modus, auch Modalwert genannt, ist derjenige Wert, der in einer Verteilung am häufigsten vorkommt. Dieser kann ohne große Rechenarbeit meist direkt aus einer Tabelle gelesen werden. Jedoch schöpft er die Informationen, die in Daten enthalten sind, nur unzureichend aus.

Beispiel: Die Notenverteilung in einer Klausur sieht wie in der Tabelle dargestellt aus.

Zensuren	1	2	3	4	5	Summe
Anzahl	5	7	14	13	6	45

Da die Note 3 am häufigsten vorkommt, ist 3 der Modus dieser Verteilung. Weitere Informationen über die Notenverteilung erhält man allerdings nicht (Holland/Scharnbacher 2010, 43f.).

Median

Der Median, auch Zentralwert genannt, wird berechnet, wenn die Merkmalswerte der Größe nach sortiert werden. Das bedeutet, dass die vorliegenden Daten mindestens Ordinalskalenniveau haben müssen.

Als Median wird die Merkmalsausprägung des Wertes benannt, der die nach Größe sortierte Rangliste halbiert. Der Median ist hierbei der Wert, der in der Reihe in der Mitte steht. Das bedeutet, dass es genauso viele Werte gibt, die kleiner als der Median sind und genauso viele, die größer sind (Holland/Scharnbacher 2010, 45f.).

Ein Vorteil des Medians ist, dass er unempfindlich gegenüber „Ausreißern“, d.h. extrem weit außen liegenden Werten, ist (Bankhofer/Vogel 2008, 30).

Bei einer ungeraden Anzahl von Werten errechnet sich die Ordnungsnummer des Medians folgendermaßen: $z = \frac{n+1}{2}$

Beispiel: In einer Kaufhauskette wurden in sieben Filialen im letzten Jahr folgende Umsätze (in Mio. €) erzielt: 67, 75, 54, 115, 53, 84, 76.

In eine nach Größe sortierten Reihe gebracht, ergibt dies die folgende Reihenfolge: 53, 54, 67, 75, 76, 84, 115.

Die Reihe umfasst n=7 Werte. Die Ordnungsnummer des Medians ist $z = \frac{7+1}{2} = 4$.

Das vierte Element ist hier das in der Mitte der Reihe stehende. Damit beträgt der Median $\tilde{x} = 75$ Mio. €.

Bei einer geraden Anzahl von Werten in der Grundgesamtheit gibt es keinen Wert, der in der Mitte steht. In diesen Fällen nimmt man die Mitte der beiden mittleren Werte.

Würde für das oben genannte Beispiel eine weitere Filiale mit einem Umsatz von 120 Mio. € hinzukommen, sähe die Reihe folgendermaßen aus: 53, 54, 67, 75, 76, 84, 115, 120.

Die Reihe umfasst in diesem Fall dann $n=8$ Elemente, die Ordnungsnummer ist dann $z = \frac{8+1}{2} = 4,5$.

Damit wäre der Median der Wert, der zwischen dem 4. und dem 5. Element in der Reihe steht, also $\bar{x} = 75,5$ Mio. € (Holland/Scharnbacher 2010, 45f.).

Das arithmetische Mittel

arithmetisches Mittel

Der am häufigsten berechnete Mittelwert ist das arithmetische Mittel, welches oft auch Mittelwert oder Durchschnitt genannt wird.

Es eignet sich für metrisch skalierte Beobachtungswerte.

Das arithmetische Mittel entspricht der Summe der Merkmalsausprägungen dividiert durch deren Anzahl:

$$\bar{x} = \frac{(x_1 + x_2 + x_3 + \dots + x_n)}{n} = \sum_{i=1}^n x_i$$

Beispiel: Möchte man den Durchschnittsumsatz der sieben Filialen mit folgenden Umsätzen in Mio. € 53, 54, 67, 75, 76, 84, 115 berechnen, rechnet man Folgendes:

$$\bar{x} = \frac{(53+54+64+75+76+84+115)}{7} = \frac{(524)}{7} = 74,857 \text{ Mio. €}$$

Damit beträgt der Durchschnittsumsatz der sieben Filialen 74,86 Mio. € (Holland/Scharnbacher 2010, 47f.).

Beispiel

Beispiel

Eine Erzieherin möchte für die von ihr betreute Tagesgruppe von zehn Kindern und Jugendlichen das durchschnittliche Alter berechnen. Die Altersverteilung in der Gruppe sieht hierbei folgendermaßen aus:

Alter in Jahren	7	9	10	12	13	17
Anzahl (n=10)	2	1	2	3	1	1

Da sie gut in Statistik aufgepasst hat, weiß sie, dass ihr drei unterschiedliche Möglichkeiten zur Berechnung des Mittelwertes (Lagemaßes) zur Verfügung stehen.

Den Modus der Häufigkeitsverteilung kann sie auf den ersten Blick aus ihrer Tabelle bestimmen, es ist der am häufigsten vorkommende Wert.

Drei ihrer Schützlinge sind 12 Jahre alt, kein anderes Alter in der Gruppe ist so häufig vertreten wie dieses. Damit ist der Modus zwölf Jahre.

Ihr fällt ein, dass ein Kind in der Gruppe morgen zehn Jahre alt wird. Damit hätte sie ab morgen drei Kinder, die zehn Jahre und drei Kinder, die zwölf Jahre alt wären. In diesem Fall hätte die Verteilung zwei Modi, nämlich zehn und zwölf Jahre.

Nun möchte die Erzieherin den Median der Altersverteilung berechnen. Da sie schon bei einem Blick in die oben aufgeführte Häufigkeitstabelle sieht, dass Beobachtungswerte mehrfach vorkommen,

weiß sie, dass sie dieses Problem lösen kann, indem sie das arithmetische Mittel der ranggleichen Beobachtungen errechnet. Sie ordnet die Beobachtungen erst einmal und ordnet jedem Beobachtungswert einen Rang zu:

Beobachtungswert (Alter in Jahren)	7	7	9	10	10	12	12	12	13	17
Rang	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10

Nun sieht sie, dass die zweifach auftretenden Beobachtungswerte 7 auf Rang 1 und 2, die ebenso doppelt auftretenden Werte 10 auf Rang 4 und 5 und die dreifach auftretenden Werte 12 auf Rang 6, 7 und 8 entfallen.

Also bildet sie für den Rang der beiden Werte 7 den Mittelwert, d.h. sie addiert Rang 1 + Rang 2 und dividiert diesen wiederum durch die Anzahl der Werte, also durch 2. Es ergibt sich der Rang 1,5 für die beiden Werte 7. Bei den anderen mehrfach auftretenden Beobachtungswerten geht sie genauso vor und erhält hierdurch nun die folgende endgültige Rangliste:

Beobachtungswert (Alter in Jahren)	7	7	9	10	10	12	12	12	13	17
Rang	1,5	1,5	3	4,5	4,5	7	7	7	9	10

Nun muss sie nur noch die Mitte der Verteilung finden, d.h. den Wert, der diese in zwei Hälften teilt. Hierfür errechnet sie Folgendes: $z = \frac{10+1}{2} = 5,5$

Der Median der Verteilung befindet sich in der Tabelle zwischen den Rängen 4,5 und 7 bzw. den Beobachtungswerten 10 und 12. Bildet man nun den Durchschnitt aus diesen beiden Beobachtungswerten, erhält man die Zahl 11 Jahre als Median der Verteilung.

Das reicht der Erzieherin noch lange nicht aus. Nun möchte sie sehen, wie denn das arithmetische Mittel dieser Verteilung aussehen würde. Also rechnet sie nun alle Werte zusammen, d.h. $7+7+9+10+10+12+12+13+17$ und kommt hierbei auf einen Wert von 109. Im nächsten Schritt teilt sie 109 durch die Anzahl der Fälle, also durch 10, und erhält einen arithmetischen Mittelwert von 10,9 Jahren.

Zwischenfazit

Zwischenfazit

Lagemaße (Mittelwerte)		
Modus	Median (\tilde{x})	Arithmetisches Mittel (\bar{x})
Der Modus bezeichnet die am häufigsten vorkommende Ausprägung eines Merkmals.	Der Median halbiert eine der Größe nach geordnete Häufigkeitsverteilung. Er ist der Wert, der in der Mitte der Häufigkeitsverteilung steht.	Das arithmetische Mittel errechnet sich als Durchschnittswert aus der Summe der Ausprägungen geteilt durch die Anzahl der Fälle.

Tab. 3: Lagemaße (eigene Tabelle).

Streuungsmaße

VI.3.3.2 Streuungsmaße

Obwohl Lagemaße wichtige Informationen über eine Häufigkeitsverteilung zur Verfügung stellen, sagen diese nichts darüber aus, wie sehr die Werte vom Mittelwert abweichen können. In der folgenden Abbildung sind drei Verteilungen dargestellt, die zwar einen gleichen Mittelwert aufweisen, aber dennoch sehr unterschiedlich sind.

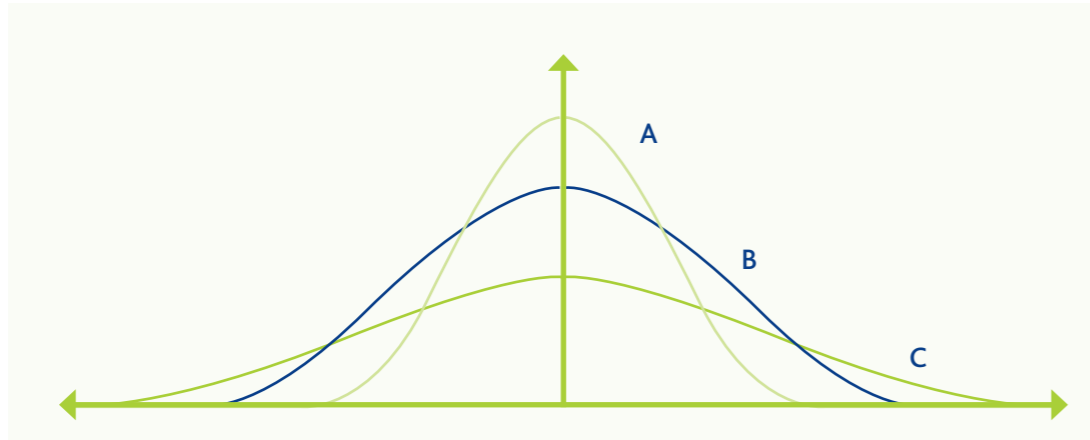


Abb. 3: Drei Verteilungen mit gleichen Mittelwerten, aber unterschiedlichen Streuungen (Quelle Holland/Scharnbacher 2010, 51).

Diese drei Verteilungen unterscheiden sich durch ihre Streuung. Informationen über die Streuung einer Verteilung geben die Streuungsmaße. Die bekanntesten sind die empirische Varianz und die Standardabweichung (Bankhofer/Vogel 2008, 32).

Spannweite

Spannweite

Die Spannweite beschreibt die Differenz zwischen dem größten und dem kleinsten Wert einer Verteilung.

Am obigen Beispiel der Filialen beträgt die Spannweite der Umsätze 115 Mio. € - 53 Mio. € = 62 Mio. €.

Sie dient nur dazu, einen schnellen Überblick über eine Verteilung zu geben. Extreme Werte können die Spannweite verfälschen, da nur die beiden Extremwerte (der kleinste und der größte Wert) in die Berechnung eingehen (Holland/Scharnbacher 2010, 51f.).

Empirische Varianz und Standardabweichung

Varianz

Die wichtigsten und in der Praxis am häufigsten eingesetzten Streuungsmaße sind die Varianz und die Quadratwurzel hieraus, die sogenannte Standardabweichung.

Diese sind Extremwerten gegenüber nicht sehr anfällig, weswegen sich die Berechnung dieser Maße anbietet.

Die Varianz beschreibt die mittlere quadratische Abweichung der Werte vom arithmetischen Mittel und berechnet sich folgendermaßen:

$$\sigma^2 = \frac{\sum (x_i - \bar{x})^2}{n}$$

Um Interpretationsprobleme bei Ergebnissen zu umgehen, wird die Standardabweichung als Quadratwurzel aus der Varianz berechnet, da diese dieselbe Maßeinheit wie das Merkmal trägt (Bankhofer/Vogel 2008, 33; Holland/Scharnbacher 2010, 53f.).

Je größer die Standardabweichung ist, desto mehr streuen die Werte um den Mittelwert und die Kurve wird breiter. Die folgende Abbildung verdeutlicht dies:

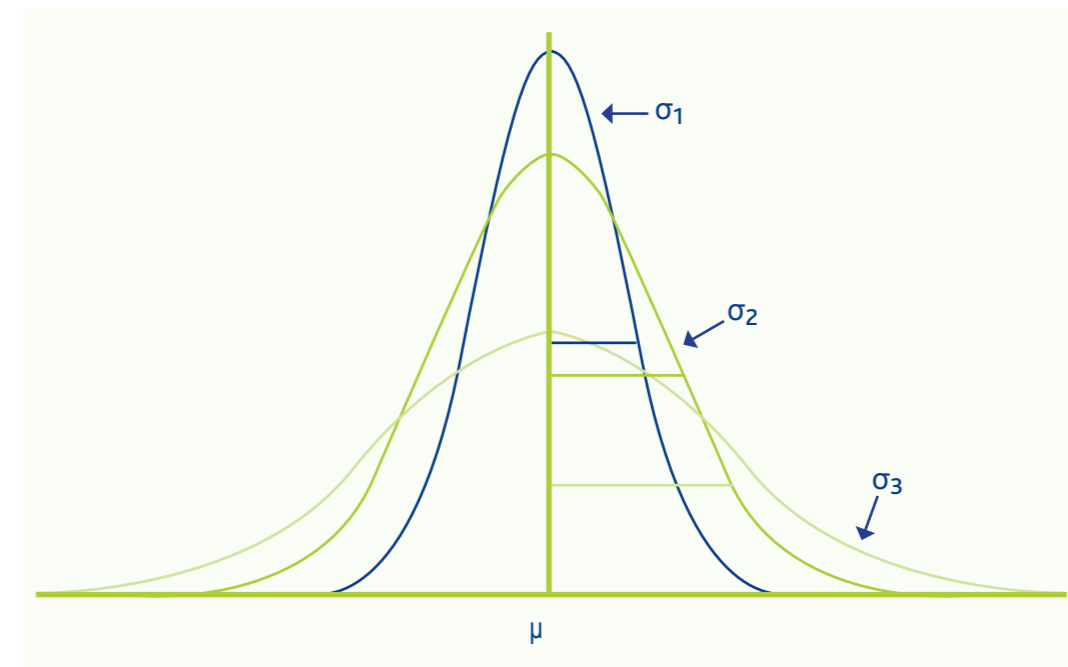


Abb. 4: Unterschiedliche Normalverteilungen mit dem gleichen arithmetischen Mittelwert, aber unterschiedlichen Standardabweichungen (Quelle <http://www.6sigma-tc.de/>).

Beispiel: Für die sieben oben genannten Filialen mit dem Durchschnittsumsatz 74,86 Mio. € ist die Varianz und die Standardabweichung zu ermitteln.

Zur Erinnerung, der Umsatz der sieben Filialen in Mio. € beträgt: 53, 54, 67, 75, 76, 84, 115

$$\sigma^2 = \frac{(53-74,86)^2 + (54-74,86)^2 + (67-74,86)^2 + \dots + (115-74,86)^2}{7} = 381,551$$

Die Varianz beträgt 381,551. Da das Ergebnis in dieser Form von €² ausgeht, ist es schwer zu deuten. Daher empfiehlt es sich, nun die Standardabweichung zu berechnen:

$$\sigma = \sqrt{381,551} = 19,533$$

Damit weicht der Umsatz der Filialen im Durchschnitt um 19,533 € nach oben und nach unten vom arithmetischen Mittelwert ab (Holland/Scharnbacher 2010, 54f.).

Beispiel

Beispiel

Die Erzieherin hat nun drei unterschiedliche Lagemaße für das Alter ihrer Gruppe errechnet. Zur Erinnerung: Der Modus betrug 12 Jahre, der Median 11 Jahre und das arithmetische Mittel 10,9 Jahre. Nun möchte sie noch wissen, wie die Streuung innerhalb der Gruppe ist, was das Alter anbelangt. Sie nimmt sich noch einmal ihre Tabelle vor:

Alter in Jahren	7	9	10	12	13	17
Anzahl (n=10)	2	1	2	3	1	1

Auf den ersten Blick sieht sie, dass die jüngsten Kinder sieben, der älteste Jugendliche siebzehn Jahre alt sind. Mit diesen beiden Werten kann sie schon relativ einfach die Spannweite in der Verteilung errechnen, denn dafür muss sie nur den kleinsten Wert, d.h. 7, vom größten Wert, also 17 subtrahieren. Als Ergebnis bekommt sie: $17-7=10$, d.h. die Spannweite der Altersverteilung beträgt 10 Jahre. Nun möchte sie die Standardabweichung bestimmen. Hierfür berechnet sie zunächst die Varianz folgendermaßen:

$$\sigma^2 = \frac{(7-10,9)^2+(7-10,9)^2+\dots+(12-10,9)^2+(12-10,9)^2+(12-10,9)^2+(13-10,9)^2+(17-10,9)^2}{10} = 8,09$$

Die Varianz beträgt für diese Verteilung 8,09 Jahre². Da eine derartige Angabe erst einmal schwer zu interpretieren ist, berechnet sie nun die Standardabweichung, die als die Wurzel aus der Varianz definiert wird:

$$\sigma = \sqrt{8,09} = 2,84$$

Die Standardabweichung beträgt 2,84 Jahre, d.h. im Durchschnitt weicht das Alter um 2,84 Jahre nach oben und nach unten vom arithmetischen Mittelwert ab.

Zwischenfazit

Zwischenfazit

Streuungsmaße		
Spannweite	Empirische Varianz (σ^2)	Standardabweichung (σ)
Differenz zwischen der kleinsten und größten Merkmalsausprägung.	Definiert als die Summe der Abweichungsquadrate aller Merkmalswerte vom arithmetischen Mittel geteilt durch die Anzahl der Merkmalswerte.	Quadratwurzel aus der Varianz. Sie ist besser interpretierbar, da die Dimension mit der der Merkmalswerte übereinstimmt.

Tab. 4: Streuungsmaße (eigene Tabelle).

VI.3.4 Statistische Testverfahren

Testverfahren von Hypothesen

Durch statistische Testverfahren wird überprüft, welche Hypothese (Nullhypothese oder Alternativhypothese) tragfähig ist (vgl. Bortz/Schuster 2010, 99).

Dabei sind Hypothesen Aussagen, die aus allgemeinen Theorien abgeleitet werden. Mit Alternativhypothesen werden Hypothesen bezeichnet, deren Aussagen über den bisherigen Erkenntnisstand der Wissenschaft hinausgehen.

Dabei gibt es gerichtete und ungerichtete Alternativhypothesen. Gerichtete Alternativhypothesen setzen mehr Vorwissen voraus als ungerichtete Alternativhypothesen. Weiterhin lassen sich gerichtete Alternativhypothesen leichter bestätigen.

Beispiele für die genannten Alternativhypothesen sind:

Alternativhypothesen

- **gerichtete Alternativhypothese**
Die neue Unterrichtsmethode ist besser als die alte Unterrichtsmethode.
- **ungerichtete Alternativhypothese**
Die neue Lehrmethode unterscheidet sich in irgendeiner Richtung von der alten (vgl. Bortz/Schuster 2010, 97f.).

Um nun eine wissenschaftliche Hypothese überprüfen zu können, muss die Alternativhypothese in eine statistische Alternativhypothese umgeformt werden.

Die statistische Alternativhypothese (H1) des oben genannten Beispiels lautet:

Die durchschnittlichen Leistungen von Schülern, die nach einer neuen Methode unterrichtet wurden, sind besser als die durchschnittlichen Leistungen von Schülern, die nach der herkömmlichen Methode unterrichtet wurden.

Eine inhaltliche Alternativhypothese kann in eine oder in mehrere statistische Alternativhypothesen umgeformt werden, die sich in der Genauigkeit des Sachverhaltes unterscheiden (vgl. Bortz/Schuster 2010, 98).

Um nun einen statistischen Test durchzuführen, wird neben der Alternativhypothese eine Nullhypothese (H0) benötigt, die zu der Alternativhypothese konkurrierend ist und behauptet, dass die dort formulierte Aussage nicht zutrifft.

Nullhypothese

Ein Beispiel für die Nullhypothese ist:

Die neue Methode ist genauso gut wie die herkömmliche Methode.

Statistische Tests werden durchgeführt, um zu entscheiden, ob die Nullhypothese zutrifft oder nicht. Dabei ist ein statistischer Test „eine Regel, die es erlaubt, für jedes Stichprobenergebnis eine Entscheidung zwischen der Null- und Alternativhypothese zu treffen.“ (Bortz/Schuster 2010, 99)

Wenn die Nullhypothese nicht zutrifft, wird angenommen, dass die Alternativhypothese richtig ist (vgl. Bortz/Schuster 2010, 99).

Signifikanzniveau

Es ist möglich, dass die Nullhypothese zu Gunsten der Alternativhypothese verworfen wird, obwohl sie zutrifft. Dieser Fehler wird als Fehler 1. Art bezeichnet.

Um den Fehler 1. Art zu kontrollieren und zu minimieren, muss der Mittelwert der Stichprobe in den kritischen Bereich fallen. Der kritische Bereich ist so gelegt, dass es sehr unwahrscheinlich ist, dass der Mittelwert in diesen Bereich fällt, wenn die Nullhypothese zutrifft.

Die Grenze zu diesem kritischen Bereich ist das Signifikanzniveau (Alphaniveau).

Das Signifikanzniveau bestimmt die Wahrscheinlichkeit, dass die Stichprobendaten in den kritischen Bereich liegen, obwohl die Nullhypothese zutrifft.

Dabei hat das Signifikanzniveau zwei Funktionen. Zum einen legt es die Grenze des kritischen Bereiches fest und zum anderen bestimmt es die Wahrscheinlichkeit des Fehlers 1. Art.

Das Signifikanzniveau wurde festgelegt auf die Werte $\alpha = 0,05$ und $\alpha = 0,01$. Ein Signifikanzniveau von $\alpha = 0,05$ besagt, dass zu 95% die Wahrscheinlichkeit besteht, dass die Nullhypothese zutrifft und zu 5%, dass sie nicht zutrifft.

Wenn der Mittelwert in dem kritischen Bereich, also der Mittelwert unter $\alpha = 0,05$ liegt, ist das Ergebnis signifikant und die Nullhypothese wird verworfen (Pospeschill 2006, 163ff).

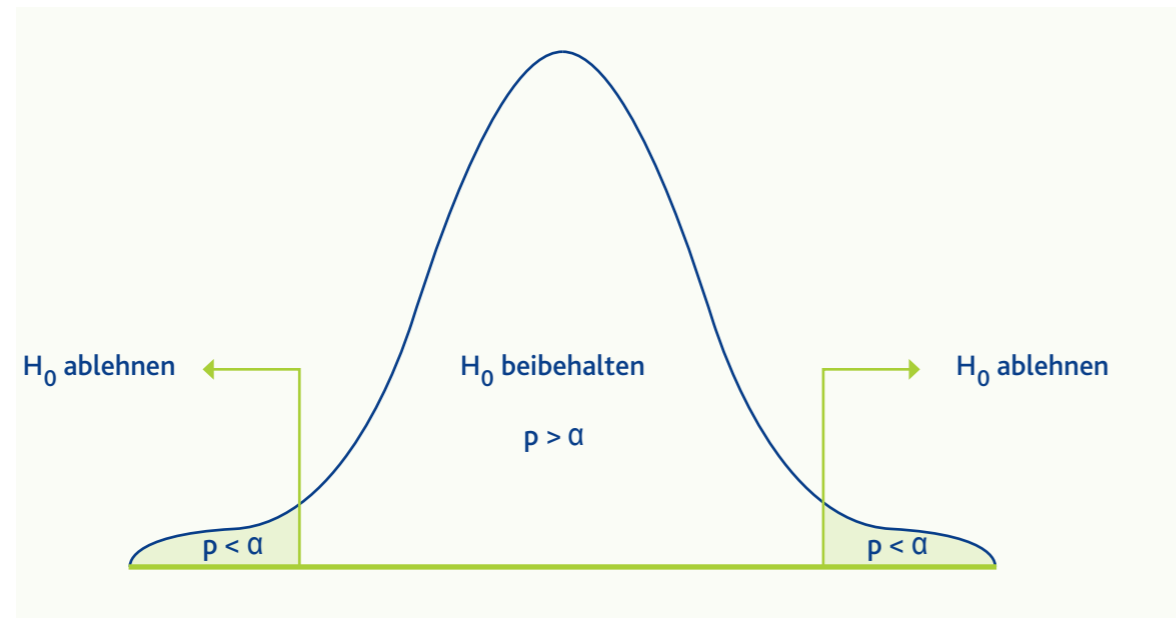


Abb.5: Annahme- und Ablehnungsbereich der Nullhypothese unter einer Verteilung (Quelle Pospeschill 2006, 169).

VI.3.5 Korrelation

Bei Daten einer einfachen Stichprobe treten oft paarweise Beziehungen auf. Jedoch ist nicht nur von Interesse, ob ein Zusammenhang zwischen den beiden Merkmalen besteht, sondern auch die Enge des Zusammenhangs.

Die Messung dieser Enge bzw. die Stärke wird als Korrelationsanalyse bezeichnet (vgl. Bückner 1999, 79).

Durch einen sogenannten Korrelationskoeffizient kann das Zusammenhangsmaß für verschiedene Skalenniveaus berechnet werden. Dabei beschreibt der Korrelationskoeffizient

„die Enge des linearen Zusammenhangs zweier Merkmale durch eine Zahl r , die zwischen $+1$ und -1 liegt. Bei $r = +1$ sprechen wir von einem perfekt positiven und bei $r = -1$ von einem perfekt negativen Zusammenhang. Ist $r = 0$, besteht kein linearer Zusammenhang.“ (Bortz/Schuster 2010, 157)

Je kleiner der Betrag $|r|$ ist, desto geringer ist der lineare Zusammenhang zwischen zwei Merkmalen (vgl. Atteslander 2008, 249). Dieser klassische Korrelationskoeffizient wird auch Bravais-Pearson-Korrelation oder Produkt-Moment-Korrelation genannt.

Die Korrelation wird mit folgender Formel berechnet:
$$r = \frac{n \sum x_i \cdot y_i - (\sum x_i) \cdot (\sum y_i)}{\sqrt{[n \sum x_i^2 - (\sum x_i)^2] \cdot [n \sum y_i^2 - (\sum y_i)^2]}}$$

Ein Beispiel für die Berechnung der Formel ist in folgender Tabelle dargestellt:

Anzahl	x	y	x ²	y ²	x · y
1	2	1	4	1	2
2	1	2	1	4	2
3	9	6	81	36	54
4	5	4	25	16	20
5	3	2	9	4	6
Summe:	20	15	120	61	84

Tab. 5: Beispiel für die Berechnung der Korrelationsformel (Quelle Bortz/Schuster 2010, 157).

Die Werte in die Formel für die Korrelation eingesetzt ergibt:

$$r = \frac{(5 \cdot 84 - 20 \cdot 15)}{\sqrt{((5 \cdot 120 - 20^2) \cdot (5 \cdot 61 - 15^2))}} = 0,95$$

Also besteht eine Korrelation von $r = 0,95$. Es ist eine positive Korrelation, da er gegen den Wert $+1$ geht und der lineare Zusammenhang dieser beiden Merkmale ist groß, da $|r|$ nah an dem Wert 1 liegt.

Korrelationen dürfen ohne Zusatzinformationen nicht kausal interpretiert werden.

Zwar können kausale Zusammenhänge erstellt werden, wie beispielsweise x beeinflusst y kausal oder y beeinflusst x kausal, jedoch kann keine Aussage über die Richtigkeit der Interpretation gemacht werden. Allerdings ist eine Korrelation zwischen zwei Merkmalen für eine kausale Abhängigkeit eine notwendige, aber keine hinreichende Voraussetzung (vgl. Bortz/Schuster 2010, 159f.).

Korrelation

Korrelationsarten

Für die verschiedenen Skalentypen gibt es spezielle Korrelationskoeffizienten. Für die Ordinalskala beispielsweise wird die Korrelationsart Rangkorrelation r_s verwendet. Dabei ist die Rangkorrelation r_s identisch mit der Produkt-Moment-Korrelation, wobei die Rangdaten eingesetzt werden (vgl. Bortz/Schuster 2010, 178f.). Die Tabelle zeigt, welche Korrelationsarten für die verschiedenen Skalentypen angewendet werden.

Korrelationsarten			
	Intervallskala	dichotomes Merkmal	Ordinalskala
Intervallskala	Produkt-Moment-Korrelation	Punktbiseriale Korrelation	Rangkorrelation
dichotomes Merkmal		Φ -Koeffizient	Biserale Rangkorrelation
Ordinalskala			Rangkorrelation

Tab. 6: Korrelationsarten (eigene Tabelle).

VI.4 Zusammenfassung

Die Statistik ist eine wichtige Methode zur Untersuchung von Massenerscheinungen. Auf diese Weise können zum Beispiel Umfang, zeitliche Entwicklungen oder das Verhältnis von Massenerscheinungen zueinander erfasst werden. Durch den Einsatz bestimmter statistischer Methoden und Verfahren können Daten dargestellt, analysiert und gedeutet werden. In der Kinder- und Jugendhilfe lassen sich mittels der Statistik verallgemeinerbare Aussagen zu Hilfeverläufen bestimmter Gruppen von Jugendlichen oder zu Verläufen bestimmter Hilfearten herstellen. Darüber hinaus können wichtige Beziehungen zu Zielen, Maßnahmen und Wirkungen zwischen einzelnen Klient_innengruppen und Hilfearten ermittelt werden.

VI.5 Übungsaufgaben

1. Welche Funktionen kommen der Statistik zu?
2. In welcher der beiden empirischen Verfahrensweisen wird auf Statistik zurückgegriffen?
3. Was ist der Unterschied zwischen der Grundgesamtheit und einer Stichprobe?
4. Was ist ein Untersuchungsobjekt, ein Merkmal und eine Merkmalsausprägung?

5. Was ist der grundlegende Unterschied zwischen Lage- und Streuungsmaßen?
6. Welchen Vorteil bietet der Median? Welchen Nachteil hat der Modus?
7. In einem Gedächtnistest werden den Teilnehmer_innen 12 Wörter vorgelesen. Danach schreiben sie die Wörter auf, welche sie behalten haben. Es ergibt sich folgende Verteilung:

Anzahl der behaltene Wörter	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Zahl der Testpersonen	0	0	3	0	2	5	5	8	10	13	9	4	4

- Bestimmen Sie:
- a) den Modus
 - b) das arithmetische Mittel
 - c) die Spannweite
 - d) die Standardabweichung

8. Im Zuge einer Auswertung erhalten Sie die folgende Tabelle, die das Alter der jungen Menschen bei Hilfebeginn darstellt:

	Anzahl	Mittel	Modus	Min	Max	s
Alter bei Hilfebeginn	23059	12,9	15	0	22	4,1

Alter bei Hilfebeginn in Jahren
 Das Alter errechnet sich über die Angaben zu Geburtsmonat/-jahr sowie zum Hilfebeginn. Anzahl = alle gültigen Angaben, Mittel = Mittelwert, Modus = häufigster Wert, Min = kleinster Wert, Max = größter Wert, s = Standardabweichung

- Bitte interpretieren Sie die dargestellten Daten.
 Folgende Fragen können Sie sich hierbei stellen:
 Wie hoch ist das durchschnittliche Alter? Welches Alter kommt am häufigsten vor?
 Welche Schlüsse lässt die Diskrepanz zwischen den beiden abgebildeten Lagemaßen zu?
 Wie groß ist die Spannweite? Wie hoch ist die Standardabweichung?
 Wie schätzen Sie die Streuung ein?

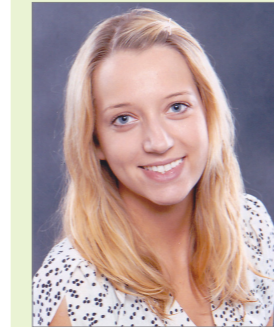
9. Die in den oben aufgeführten Beispielen erwähnte Erzieherin möchte nun die gesammelten Daten zu dem Alter der von ihr betreuten Kinder in einem kleinen Newsletter veröffentlichen. Sie ist sich aber nicht sicher, welches Lage- und welches Streuungsmaß sie hierfür nehmen sollte. Welche Maßzahlen sind am besten geeignet, um die zentrale Tendenz und die Streuung im Hinblick auf das Alter zu repräsentieren? Diskutieren Sie Vor- und Nachteile der genannten Lage- und Streuungsmaße und geben Sie eine Empfehlung ab.

Weiterführende Literatur

- Atteslander, Peter (2008): Methoden der empirischen Sozialforschung. Berlin. Erich Schmidt Verlag.
- Bankhofer, Udo/Vogel, Jürgen (2008): Datenanalyse und Statistik. Eine Einführung für Ökonomen im Bachelor. Wiesbaden. Gabler.
- Benesch, Thomas (2013): Schlüsselkonzepte zur Statistik. Die wichtigsten Methoden, Verteilungen, Tests anschaulich erklärt. Heidelberg. Springer.
- Bortz, Jürgen/Döring, Nicola (2006): Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler. Heidelberg. Springer.
- Bortz, Jürgen/Schuster, Christof (2010): Statistik für Human- und Sozialwissenschaftler. Heidelberg. Springer.
- Bücker, Rüdiger (1999): Statistik für Wirtschaftswissenschaftler. München. R. Oldenbourg Verlag.
- Häder, Michael (2010): Empirische Sozialforschung. Eine Einführung. Wiesbaden. Verlag für Sozialwissenschaften.
- Holland, Heinrich/Scharnbacher, Kurt (2010): Grundlagen der Statistik. Datenerfassung und -darstellung, Maßzahlen, Indexzahlen, Zeitreihenanalysen. Wiesbaden. Gabler.
- Pospeschill, Markus (2006): Statistische Methoden. Strukturen, Grundlagen, Anwendungen in Psychologie und Sozialwissenschaften. München. Elsevier GmbH.
- Raithel, Jürgen (2008): Quantitative Forschung. Ein Praxisbuch. Wiesbaden. Verlag für Sozialwissenschaften.



Karl-Heinz Adams, Jahrgang 1958, Studium der Theologie und Germanistik in Trier, Freiburg und Saarbrücken, Ausbildung zum Pastoralreferenten, seit September 2012 Leiter des Instituts für Lehrerfort- und -weiterbildung in Saarbrücken. Berufliche Erfahrungen: Lehrtätigkeit von 1990 bis 2011 an der Marienschule in Saarbrücken (Fächer Deutsch und Religion), Mitarbeit an externer Evaluation saarländischer Schulen.



Sandra Füller, Jahrgang 1990, staatlich anerkannte Erzieherin, Studentin der Sozialen Arbeit an der Katholischen Hochschule Mainz, angestrebter Abschluss: Bachelor of Arts „Soziale Arbeit“ (B.A.). Berufliche Erfahrung: Kindergarten, Hort und Jugendhilfe, geschlechtsspezifische Arbeit mit Frauen und Mädchen.

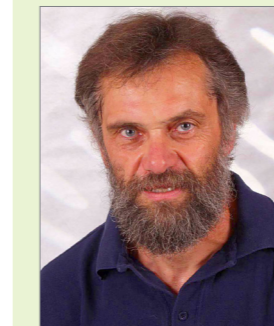
Lisa Beutin, Jahrgang 1991, Studentin der Sozialen Arbeit an der Katholischen Hochschule Mainz, angestrebter Abschluss: Bachelor of Arts „Soziale Arbeit“ (B.A.). Arbeitsschwerpunkte: Kinder- und Jugendhilfe, Wohnungslosenhilfe.



Katharina Gries, Jahrgang 1987, B.A. Erziehungswissenschaft, Studentin der Erziehungswissenschaft an der Universität Trier, angestrebter Abschluss: Master of Arts „Erziehungswissenschaft“ (M.A.), seit 2013 wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Katholischen Fachschule für Sozialpädagogik in Saarbrücken. Arbeitsschwerpunkte: Kinder- und Jugendhilfe, Statistik.

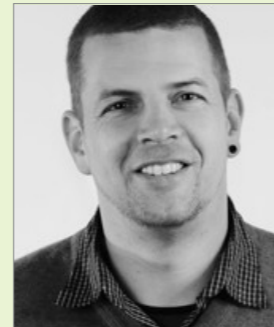


Mechthild Denzer, Jahrgang 1959, Erziehungswissenschaftlerin (Mag. Art.), Diplom-Motologin, Studiendirektorin i.Pr., seit 2002 Leiterin der Katholischen Fachschule für Sozialpädagogik in Saarbrücken. Berufliche Erfahrungen: gruppenergänzender Dienst in der Jugendhilfe in Deutschland und Rumänien, ab 1997 im Schuldienst.



Richard Hammer, Jahrgang 1951, Dr. päd., Diplom-Motologe, Gymnasiallehrer (Sport/Physik), Ausbildung in Gestalttherapie und systemischer Familientherapie, tätig als Lehrer an der Katholischen Fachschule für Sozialpädagogik in Saarbrücken. Arbeitsschwerpunkte: Kinder- und Jugendhilfe.

Thomas Feilen, Jahrgang 1969, Studium der Erziehungswissenschaften/Schwerpunkt Sozialpädagogik (Diplom), Studium der Supervision (Master of Arts), Bereichsleiter in einem Jugendhilfezentrum, freiberuflicher Supervisor und Dozent in der Aus- und Weiterbildung, Kinder- und Jugendhilfe, geschlechtsspezifische Arbeit mit Jungen, handlungsorientiertes Lernen. Arbeitsschwerpunkte: Kinder- und Jugendhilfe, Aus- und Weiterbildung.



Thomas Hermsen, Jahrgang 1962, Dr. rer. soc., seit 2000 Professor für Soziologie und Sozialmanagement an der Katholischen Hochschule Mainz (KH Mainz), Leiter des In-Instituts für angewandte Forschung und internationale Beziehungen der KH Mainz. Arbeitsschwerpunkte: Wirkungsforschung in der Kinder- und Jugendhilfe, Case Management, Allgemeine Soziologie und Organisationssoziologie, Nonprofit Management.





Timo Herrmann, Jahrgang 1967, Dipl.-Psychologe, Abteilungsleiter Hilfen zur Erziehung und Projektleiter EVAS in der IKJ - Institut für Kinder- und Jugendhilfe gGmbH in Mainz.

Arbeitsschwerpunkte: Evaluation erzieherischer Hilfen, Qualitätsentwicklung, Wirkung der pädagogischen Arbeit.

Judith Reichert, Jahrgang 1989, Studentin der Sozialen Arbeit an der Katholischen Hochschule Mainz, angestrebter Abschluss: Bachelor of Arts „Soziale Arbeit“ (B.A.).

Berufliche Erfahrungen: offene Jugendarbeit, Betreuung behinderter Menschen und Arbeit mit wohnungslosen Frauen, geschlechtsspezifische Arbeit mit Mädchen und Frauen.



Jana Wirz, Jahrgang 1987, Studium der Ethnologie, Soziologie und Anthropologie an der Universität Mainz, Abschluss Mag. Art., seit 2012 wissenschaftliche Mitarbeiterin im internationalen Projektmanagement am IKJ - Institut für Kinder- und Jugendhilfe in Mainz, u.a. Mitarbeit im Projektmanagement des von der EU geförderten Projekts TRAIN-KOSOZIAL - Training und Transfer von Kompetenzen der Sozialinformatik auf der Basis von EVAS in der beruflichen Aus- und Weiterbildung pädagogischer Fachkräfte in der Jugendhilfe.

Arbeitsschwerpunkte: Projektmanagement, Statistik.



Franziska Heuser, Jahrgang 1991, Abitur 2010, Studentin der Sozialen Arbeit an der Katholischen Hochschule Mainz, angestrebter Abschluss: Bachelor of Arts „Soziale Arbeit“ (B.A.).

Berufliche Erfahrungen: Sozialer Dienst für Frieden und Versöhnung in einem Jugendzentrum in Brasilien, offene Kinder- und Jugendarbeit, Gemeinwesenarbeit, Kinder- und Jugendhilfe.



Michael Macsenaere, Jahrgang 1959, Prof. Dr. rer. nat. habil., Geschäftsführender Direktor der IKJ - Institut für Kinder- und Jugendhilfe gGmbH in Mainz, Lehrtätigkeit an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, der Universität zu Köln und der Hochschule Niederrhein.

Arbeitsschwerpunkte: Evaluation im Sozialwesen, Qualitätsentwicklung und wirkungsorientierte Steuerung, Ressourcenorientierte Pädagogik, Sportpsychologie.



Dieses Projekt wurde mit Unterstützung der Europäischen Kommission finanziert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung tragen allein die Verfasser; die Kommission haftet nicht für die weitere Verwendung der darin enthaltenen Angaben.



Impressum

Herausgeber

Institut für Kinder- und Jugendhilfe gGmbH Mainz
Saarstraße 1 | D-55122 Mainz | www.ikj-mainz.de

Katholische Hochschule Mainz
Institut für angewandte Forschung und internationale Beziehungen
Saarstraße 3 | D-55122 Mainz | www.kh-mz.de

Katholische Fachschule für Sozialpädagogik Saarbrücken GmbH
Hauptstraße 83 | D-66123 Saarbrücken | www.kfs-saarbruecken.de

Institut für Lehrerfort- und -weiterbildung Saarbrücken
Ursulinenstraße 67 | D-66111 Saarbrücken | www.ilf-saarbruecken.de

Verantwortlich und Redaktion

Prof. Dr. Thomas Hermsen
Jana Wirz Mag. Art.
Patricia Missler Mag. Art. M.A.

Fotografie

Katholische Hochschule Mainz, privat

Redaktionsanschrift

Katholische Hochschule Mainz
Institut für angewandte Forschung und internationale Beziehungen
Saarstraße 3 | D-55122 Mainz | www.kh-mz.de
Tel. +49 (0) 6131 289 44-170 | Fax +49 (0) 6131 289 44-8170

Layout und Satz

Tanja Labs, Chiara Hoffmann (artefont)
Druck: Katholische Hochschule Mainz

The image features a white background with decorative green elements on the left side. There is a thick, light green vertical bar running from the top to the bottom. To its right, a thinner, medium green vertical bar is positioned, extending from the top to the bottom. A horizontal medium green bar crosses the thinner vertical bar, extending from the left edge to the right edge of the page. The URL is centered within this horizontal bar.

www.evas-europe.eu